

Feminismus, Geschlecht und Macht.

Eine Analyse des Gender-and-Development-Ansatzes

Dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften-Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen
vorgelegte Diplomarbeit im Studiengang Sozialwissenschaften
Studienrichtung: Politische Wissenschaft
Fachgebiet: Vergleichende und Internationale Politik

Erstgutachter: **PD Dr. Reinhard Sonnenschmidt**

Zweitgutachterin: **Dr. Rita Schäfer**

Eingereicht von:

Aysel Sirmasac

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung	1
2. Feminismus und Geschlecht.....	10
2.1 Was ist Feminismus?.....	10
2.2 Geschlecht, ein feministischer Grundbegriff	16
2.2.1 Historische Rekonstruktion des Begriffs „Geschlecht“	17
2.2.2 Exkurs: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung.....	26
3. Geschlecht und Macht in der Frauen- und Geschlechterforschung	29
3.1 Frauenforschung - gleichheits- und differenztheoretische Interpretationen von Geschlecht und Macht	29
3.2 Geschlechterforschung - (sozial-)konstruktivistische, intersektionale und postkoloniale Interpretationen von Geschlecht und Macht	62
4. Geschlecht und Macht in Naila Kabeers feministischem Entwicklungsansatz	73
4.1. Der Begriff des Geschlechts	75
4.2 Der Begriff der Macht.....	82
5. Resumee	84

LITERATURVERZEICHNIS

1. Einleitung

In das Blickfeld der Entwicklungspolitik gerieten Frauen reichlich spät.¹ Erst die Agrarwissenschaftlerin Ester Boserup machte in ihrer viel zitierten Studie „Women’s Role in Economic Development“ (1970) darauf aufmerksam, dass die bisherigen Maßnahmen² den ökonomischen Beitrag der Frauen zur Entwicklung weder beachtet noch gefördert haben. Im Gegenteil: Unter dem vorherrschenden modernistischen Entwicklungsparadigma, das von Industrialisierung und infolgedessen Wirtschaftswachstum positive soziale Wirkungen („trickle-down“-Effekt) erwartete, hatte sich die ökonomische und soziale Stellung von Frauen verschlechtert. In den folgenden Jahren fand angesichts der wachsenden Armut in der so genannten Dritten Welt³ und der „zunehmende[n] Einsicht in die Bedeutung der Rolle der Frauen in die Entwicklung“ (Braig [1999] 2000: 112) Frauenförderung Eingang in die Programme und Projekte nationaler und internationaler Entwicklungsorganisationen.⁴ Ecs etablierte sich der frauenpolitische Ansatz „Integration von Frauen in die Entwicklung“ (Integrationsansatz) (englisch: „Women in Development“ (WID)). Erklärtes Ziel die-

¹ Dass am Ende der ersten, von den Vereinten Nationen (United Nations Organisation, UNO/UN) ausgerufenen Entwicklungsdekade (1960-1970) „von frauenspezifische[n] Problemen noch keine Rede (war)“, konstatiert Marianne Braig ([1999] 2000: 111). Sie tauchten erst ab den 1970er Jahren als das Subjekt der Entwicklungspolitik auf (vgl. ebd.: 111 ff., Voß 2007: 27-38, Jaquette/Staudt 2006: 20-23).

² Frauen wurden bis dahin durch bestimmte Entwicklungsprojekte und vorwiegend von bestimmten Entwicklungsgesellschaften unterstützt, wie etwa von kirchlich-karitativen (vgl. Voß 2007: 25). So genannte Wohlfahrtsprojekte oder Projekte mit besonderer Komponente „legten diese auf einen geschlechtsspezifischen Bereich fest, den der Reproduktion: Ernährungsberatung, Haushaltsführung, Gesundheitsfürsorge für Mütter und Kinder“ (Hanak 2002: 106). Neben diesen um die Hausfrauen- und Mutterrolle zentrierten Maßnahmen galt es, so Irmtraud Hanak mit ironisch-kritischem Unterton, Frauen „in Maßnahmen der Bevölkerungspolitik“ einzubeziehen, um „die Kinderzahlen der Armen zu senken“ (ebd.). Zu früheren Projekten siehe auch Irene Tinker (1997) und zu ihrem kolonialen und eurozentrischen Einschlag Rita Schäfer (2009).

³ Mit Karin Fischer, Gerald Hödel und Christof Parnreiter (2002) halte ich am umstrittenen und von seiner ursprünglichen Bedeutung weit entfernten Sammelbegriff „Dritte Welt“ fest. Denn ungeachtet der vielfältigen Unterschiede zwischen und in den Ländern selbst, steht er (heute noch) für eben diejenigen Länder, die an den Erträgen der Weltwirtschaft kaum teilhaben und gemeinhin als Entwicklungsländer bezeichnet werden (vgl. ebd.: 24 f.) – Entwicklung ist gewiss ein viel zu komplexes Phänomen, als dass man nur den ökonomischen Aspekt bedenken könnte. So ist Peter Meyns – und im Übrigen auch den genannten Wissenschaftlern (ebd.: 22 ff.) – zuzustimmen, wenn er auf ihre soziale, kulturelle, politische und ökologische Dimensionen hinweist und die Rolle des Individuums als freien Akteur der Entwicklung hervorhebt (vgl. ders. 2009: 44). Daher sind beide Begriffe unter Vorbehalt zu gebrauchen; gleichwohl lassen sie globale Ungleichgewichte erkennen.

⁴ Den Anstoß zur Frauenförderung gab in vielen Fällen die von den UN initiierte Frauendekade (1975-1985). Unter ihrer Schirmherrschaft setzte sich die (Institutionalisierung der) Frauenför-

ses liberalfeministischen Ansatzes war es, Frauen im doppelten Sinne sichtbar zu machen: zum einen durch Erforschung ihrer Lebenslage und zum anderen durch Aufzeigen ihrer produktiven Rolle im Entwicklungsprozess. WID beabsichtigte damit die Förderung der Frauenintegration in produktive, d.h. marktförmige Erwerbsarbeit im Entwicklungsprozess, um ihnen den Zugang zu Entwicklungsressourcen zu eröffnen, sie in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu stärken und somit ihre untergeordnete soziale Position - im doppelten Sinne - aufzuheben.⁵

Eine hiervon abweichende Auffassung von feministischer Entwicklungs- politik kündigte sich bereits ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre an. Die Kritik entzündete sich u.a. an der folgenden zentralen WID-These:⁶ Die Gleichheit von Frauen und Männern werde durch gleichberechtigte Partizipation am Wirtschaftsprozess erreicht - Nalini Visvanathan zufolge eine typisch modernisierungstheoretische Annahme, die „individuals as the catalysts for social change“ postuliert und „structural change in the system in which women are to be included“ (dies. 1997: 17, 20) nicht vorsieht. Diese explizite Betonung der gesellschaftlichen Erwerbssphäre als Ort der Emanzipation, des sozialen Fortschritts und mithin des entscheidenden Machtraums verhindert, so möchte ich die Kritik am Integrationsansatz resümieren, ein angemessenes Verständnis von Frauen

derpolitik durch (vgl. Voß 2007: 32 ff., Jaquette/Staudt 2006: 20 ff., Braig [1999] 2000: 112 f.).

⁵ Diese Ziele fielen mit einer Reihe von Umsetzungsstrategien zusammen, die bis in die 1980er Jahre hinein die Frauenförderpolitik dominierten. Dazu gehören der Gleichheitsansatz (*equity approach*), bei dem es um die Gleichstellung von Frauen und Männern geht, ferner der Anti-Arbeits-Ansatz (*anti-poverty approach*), der die Minderung der Armut durch beispielsweise einkommensfördernde Projekte für Frauen anvisiert, und schließlich der so genannte Effizienz-Ansatz (*efficiency approach*), dessen Schwerpunkt die Effizienz und Effektivität von Entwicklungsvorhaben sowie die nach dieser Maßgabe zu gestaltende Förderung der Erwerbsarbeit von Frauen ist (vgl. Hanak 2002: 107 ff., Braig [1999] 2000: 114 ff., Brahmühl 1998: 476 ff.). Die genannten Strategien und der im zweiten Zitat beschriebene Wohlfahrtsansatz (*welfare approach*) entsprechen fast ausnahmslos den Zielvorgaben allgemeiner entwicklungspolitischer Paradigmen. Denn während in der entwicklungspolitischen Frühzeit die Modernisierungsstrategie die Diskussion beherrschte, rückte in den 1970ern die arbeitsorientierte Grundbedürfnisstrategie ins Zentrum des Interesses. In den 1980er Jahren schließlich setzte sich die neoliberalen Wirtschaftspolitik im Gewand der Strukturanpassungsprogramme (SAP) für die Entwicklungsländer durch (vgl. Ihne/Wilhelm 2006: 10 ff., Fischer/Hödel/Parnreiter 2002: 28 ff., zu ihrer frauenpolitischen Konnotation vgl. Hanak 2002). Die obige Typologisierung der frauenspezifischen Entwicklungsstrategien ist von Caroline Moser (1993). Zum WID-Ansatz vgl. Voß 2007: 26 f. und 30-37, Frey 2003: 79-82, Young 2002: 221 f., und v.a. Naila Kabeers kritische Analyse 1994: 19-38.

⁶ Eine Zusammenfassung der Kritik bietet Eva Voß (2007: 38-41). Jane S. Jaquette und Kathleen Staudt (2006) hingegen untersuchen die internationalen politischen Rahmenbedingungen mit den jeweils vorherrschenden Entwicklungstheorien und feministischen Ideen, die WID beein-

in der Dritten Welt und die Formulierung einer Strategie, die den gesellschaftlichen Status quo verändern könnte (vgl. Frey 2003: 81 und 85 f., Hanak 2002: 107 f., Young 2002: 323, Razavi/Miller 1995: 4 ff. und 12 f.). Damit sind zwei Aspekte angeschnitten, die in den späten 1980ern einen entwicklungspolitischen Paradigmenwechsel eingeleitet haben: von Frau zu *gender* als Analysekategorie bzw. analytische Begriffsbildung und von Integration zu *empowerment* als Transformationsstrategie. Letztere beansprucht eine „herrschaftskritische“ Analyse von Geschlechterverhältnissen mit den „darin eingelagerten Unterordnungs- und Unterdrückungsbeziehungen (*subordination*) und deren Aufhebung“ (Braunmühl 1998: 478, Hervorhebung im Original), was durch *empowerment*, d.h. durch „Zugewinn an Gestaltungsmacht“ (Schultz/Weller 1995, zitiert nach ebd.: 475) erreicht werden soll (vgl. auch Voß 2007: 42).

Doch zurück zum Integrationsansatz respektive zur Kritik an denselben: Was genau ist denn an den Begriffen „Frau“ und „Integration“ zu bemängeln? Anders formuliert: Mit welchen Problemen sind diese Begriffe behaftet? Es geht zunächst um Konzeptualisierung von Entwicklungsadressaten, also von Frauen in der Dritten Welt. Sie - die Frauen - sind Kollektivsubjekt des WID-Ansatzes, das aufgrund gesellschaftlicher Rollenzuweisungen diskriminiert wird.⁷ Diese Konstruktion steht und fällt mit der Bestimmung dessen, was als defizitär gebrandmarkt wird. Der WID-Ansatz hatte diesbezüglich auf die einseitige Betonung der reproduktiven Rolle der Frau hingewiesen und ihre produktive Rolle herausgestellt, um die Benachteiligung von Frauen im Entwicklungsprozess und speziell in den Programmen und Projekten der Entwicklungs zusammenarbeit abzubauen. Abgesehen davon, dass die von WID initiierten Projekte kaum fruchten und/oder ihr Ziel verfehlten,⁸ liegt gerade hierin eine

flusst haben. Daran anknüpfend erklären sie die Erfolge bzw. Misserfolge von WID.

⁷ WID greift hier die liberalfeministische Idee auf, wonach „women’s disadvantage stem from stereotyped customary expectation held by men and internalized by women, and promoted through various ‘agencies of socialization’ ... It postulated that women’s disadvantages can, in principle, be eliminated by breaking down these stereotypes: for example by giving girls better training and more varied role models, by introducing equal opportunity programmes and anti-discrimination legislation, or by freeing labour markets“ (Razavi/Miller 1995: 3).

⁸ Als Klein- oder Pilotprojekte konzipiert, wurden sie – wie gesamthaft der WID-Ansatz – von den Entwicklungsgesellschaften marginalisiert und verblieben im Umfeld von weiblichen Tätigkeitsfeldern, das heißt solchen, die der reproduktiven Rolle von Frauen entsprachen (vgl. Voß 2007: 40). Die Projekte überwanden also weder ihre Randposition noch die traditionelle Rollenzuschreibung. Mehr noch: „Die Kritik richtete sich gegen eine zusätzliche Arbeitsbelastung

verengte, an sich erwerbszentrierte Sicht auf Unterdrückungsursachen.⁹ Shah-rashoub Razavi und Carol Miller (1995) halten deshalb fest:

„By explaining the difference in status and power between men and women in terms of their relative economic contributions, the origin of women's subordination was linked to their exclusion from the market place.“ (Ebd.: 4 f.)

Werden geschlechtspezifische (Macht-)Differenzen auf diese Weise erklärt, dann erscheinen Frauen und Männer als homogene und kontrastive soziale Gruppen mit jeweils - d.h. für sich genommen bzw. exklusiven - einheitlichen Interessen und Bedürfnissen nach gesellschaftlich relevanten Ressourcen. In der Folge rückt die Befriedigung von Zugangschancen zu solchen Ressourcen (hier: ökonomischen) ins Zentrum der Analyse. Eine häufig formulierte Kritik daran ist, dass der Ansatz Frauen als „defizitäre Wesen“ (Braunmühl 1998: 477) verstehe. Die Konstruktion von Frauen als homogene Gruppe bewirke zudem, so Chandra Talpade Mohantys Einwand, dass „sexual difference becomes coterminous with female subordination, and power is automatically defined in binary terms: people who have it (read: men), and people who do not (read: women). Men exploit, women are exploited.“ (Dies. 2003: 31) Ins Vergessen geraten durch eine solche dualistische, letzten Endes auf der Geschlechtlichkeit beruhende Konzeption der Geschlechter das relationale Moment von Geschlechterverhältnissen und die mannigfachen Ursachen asymmetrischer Machtbeziehungen zwischen Frauen und Männern.

Der zweite zentrale Kritikpunkt geht in eine ähnliche Richtung. Es ist das, was schon bei Visvanathan angeklungen ist, und zwar die ordnungskonforme und individualistische Konzeption von gesellschaftlicher Transformation. Denn WIDs Transformationsstrategie „Integration“ behandelt weder die gesamtgesellschaftlichen Modalitäten, die einen Wandel notwendig machen, noch beinhaltet er ein normatives Ziel, das sich vom Bestehenden radikal absetzen könn-

bei gleichzeitiger ‚Hausfrauisierung‘“ (ebd.).

⁹ Denn eine rein auf ökonomischen Faktoren basierende Betrachtung der gesellschaftlichen Entwicklung handelt sich das Problem ein, dimensionalen Reduktionismus zu produzieren. Historische, soziale, politische oder etwa kulturelle Dimension gesellschaftlicher Phänomene, hiermit zusammenhängend auch die Reproduktionsweise des Wirtschaftsgefüges selbst, werden so nicht erfasst. Dieses Defizit ist auch dem WID-Ansatz anzulasten. Abgesehen davon, manifestiert sich der Erwerbszentrismus von WID als abstrakte Kapitalismus- bzw. Marktwirtschaftsapologetik (siehe v.a. Benería/Sen [1981]).

te. Er weist lediglich auf eine bestimmte, im Gesellschafts- bzw. Entwicklungsmodell angenommene Lücke hin, die durch die Integration von Frauen geschlossen werden soll. Claudia von Braunmühl bezeichnet daher den Ansatz und dessen Vorsatz als „*equal-but-outside*-Strategie“, wodurch die „gesellschaftliche(*)* Situation von Frauen als *Frauenfragen* und *Frauenprobleme (women's issues)*“ konzipiert und „die Gesellschaft im allgemeinen und die Männer im besonderen aus ihrer Verantwortung entlassen()<“ würden (dies. 1998: 477, Hervorhebung im Original). Dem WID-Ansatz fehlt, so Eva Voß‘ (2007: 41) pointierte Beurteilung, die strukturelle Transformationskraft zu grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen, ohne die es keine Modifikation der geschlechtsspezifischen Hierarchien gebe.

Hier setzt der *Empowerment*-Ansatz von DAWN (*Development Alternatives with Women for a New Era*) an, ein von feministischen Forscherinnen und Aktivistinnen aus der Dritten Welt entworfenes Konzept, das seit seinem Bekanntwerden einen maßgeblichen Einfluss auf die feministische Entwicklungsdiskussion und auch - in abgespeckter Form - auf die Gestaltung der (inter-)nationalen Entwicklungspolitik hatte und immer noch hat (vgl. Schäfer 2009: 81, Voß 2007: 42 ff. und 46-49, Jaquette/Staudt 2006: 38, Hanak 2002: 110 f., Braunmühl 1998: 478 f.). Der *Empowerment*-Ansatz wurde bei der Abschlusskonferenz der UN-Frauendekade in Nairobi (1985) verbreitet. Mit *empowerment* wurde die substantielle Veränderung der gesellschaftlichen Machtposition von Frauen angesprochen. Macht meint dabei das „Verfügungsrecht über Ressourcen, Entscheidungs- und Gestaltungsrecht in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen, ohne daraus Herrschaft über andere abzuleiten“ (Wichterich 1994, zitiert nach Kerner 1999: 11). Vor diesem Hintergrund bestand DAWN auf einer Prüfung des vorherrschenden Entwicklungsparadigmas und seiner analytischen Voraussetzungen. Er verlangte beispielsweise eine kontextgebundene und multidimensionale Analyse der Lebenssituation von Frauen in der Dritten Welt. Darin sollten „all forms of oppression by gender, class, race, and nation“ (Sen/Grown 1988: 10) aufgezeigt, zugleich aber auf Machtdifferenzen hingewiesen werden, die nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch zwischen den Frauen selbst existieren. Überdies thematisierte DAWN die weltweiten politischen und sozioökonomischen Folgen kolonialer und nachkolonial-

ler Machtverhältnisse sowie die patriarchalen Unterdrückungsverhältnisse, welche ihrer Ansicht nach zu den wichtigsten Ursachen der Machtlosigkeit von Frauen gehören. Dem möchte das Südfrauennetzwerk u.a. mit zivilgesellschaftlichem und basisorientiertem Engagement entgegentreten. Bei diesem *Empowerment*-Prozess, der partizipations- und konfliktorientiert ist, kommt den Frauen eine tragende Rolle zu: Sie sind die politischen und sozialen Akteurinnen von Ermächtigungsprozessen.¹⁰ Damit beschreibt DAWN eine Transformationsstrategie - sie selbst nennen es eine Vision -, in der „self-empowerment of women“ (ebd.: 82) der Schlüsselbegriff eines emanzipativen Entwicklungsmodells ist, das jenseits der Unterdrückungsverhältnisse steht. (Vgl. dies., Kerner 1999: 11, 61-77)

Dieser einst weit reichende Begriff „*empowerment*“ ist mittlerweile ein wesentliches Element der entwicklungspolitischen Zusammenarbeit. Denn der neue, seit den 1990ern populäre und sich vom Integrationsansatz abhebende *Gender-And-Development*-Ansatz (GAD),¹¹ fokussiert neben der Analyse von Geschlechterverhältnissen die entwicklungspolitische Intervention in wiederum diese Verhältnisse mit der Absicht, Frauen zu ermächtigen.¹² GAD strebt nach einer Entwicklungspolitik, die imstande ist, eine gerechte Geschlechterordnung

¹⁰ Ermächtigung ist der deutsche Begriff für *empowerment*, der sich in der Fachsprache durchgesetzt hat. Allerdings kann sein passiver Gebrauch im Sinne von „ermächtigt-werden-durch-Dritte“ die ursprünglich beabsichtigte aktive Rolle der Adressaten von Entwicklungspolitik verwischen und den Blick für Fragen der Machtverteilung verstellen. Diese Gefahr sieht Hanak in den Programmen und in der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (vgl. dies. 2002: 111).

¹¹ Der Fokuswechsel von WID zu GAD fand mit der Verabschiedung der Aktionsplattform der *Vierten Weltfrauenkonferenz* in Peking (1995) internationale Resonanz. Die Europäische Union z.B. hat sich seit dem Amsterdamer Vertrag von 1999 zu *Gender Mainstreaming* als geschlechterpolitisches Rahmenkonzept verpflichtet. (*Mainstream* bedeutet Hauptstrom, Hauptrichtung; *Gender Mainstreaming* die Veränderung der Politikrichtung unter Berücksichtigung des *gender*-Aspekts.) *Gender Mainstreaming* ist eine vom GAD hervorgegangene Politikstrategie und meint hier die Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern auf allen Politikfeldern. Im entwicklungspolitischen Kontext wird es generell als eine Strategie formuliert, nach der „die systematische Integration von Geschlechterdimensionen in alle entwicklungspolitischen Vorgaben und Entscheidungen sowie Programme und Projekte“ (Schäfer 2009: 81, vgl. auch Voß 2007: 17-23) geleistet werden soll.

¹² Diese Charakterisierung ist streitbar, denn es gibt auch die Meinung, dass GAD nicht nur, aber auch auf WID aufbaut bzw. eine Erweiterung derselben ist (vgl. Jaquette/Staudt 2006: 28 ff., Frey 2003: 86). Regina Frey (2003) z.B. konstatiert vor allem methodologische Differenzen. Sie schreibt: „[B]eiden geht es letztlich um «Equality» [Gleichheit, Annahme Sirmasaç-Hellmich]. Der qualitative Unterschied zwischen WID und GAD scheint deswegen weniger in der Zielformulierung zu liegen, als eher in der Art und Weise, wie dieses Ziel angegangen wird – sprich in den Instrumenten.“ (Ebd.: 86) Bedenkt man Rita Schäfers Kritik, der GAD-Ansatz betrachte Frauen als homogene Gruppe (vgl. dies. 2009: 80), dann sind auch die Instrumente zu hinterfragen.

zu fördern, will heißen, geschlechtsspezifische Disparitäten aufzulösen, welche durch ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen bzw. durch asymmetrische soziale Positionierung entstanden sind. (Vgl. Voß 2007: 44 f., vgl. auch Young 2002, Braunmühl 1998 und Razavi/Miller 1995) Folglich „(sollen) in der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (...) mit Hilfe von Genderanalysen die verschiedenen Verantwortlichkeiten bei produktiven, reproduktiven, sozialen und politischen Tätigkeiten als integraler Teil der Gesellschaft im gesamten Entwicklungsprozess wahrgenommen werden. Der Zugang zu und die Verfügungsmacht von Frauen und Männern über unterschiedliche Ressourcen sollen sichtbar gemacht werden. Ferner sollen Macht- und Abhängigkeitsbeziehungen einbezogen werden“, so Catrin Bechers (2004: 157) bündige Interpretation.¹³

Im Laufe der letzten Dekaden entwickelten sich unterschiedliche Instrumente zur Erreichung der genannten Ziele von GAD, wie etwa *Gender Training* nebst Ansätzen der *Gender-Analyse* (vgl. Frey 2003: 86). Beim *Gender Training* geht es um die Fortbildung der MitarbeiterInnen entwicklungspolitischer Institutionen. Sie werden „in Trainings für die ‚Gender-Problematik‘ sensibilisiert und bekomm[en] konkrete Instruktionen zur Durchführung von Gender-Analysen.“ (ebd.:13) Bei der *Gender-Analyse* hingegen handelt es sich, wie bereits erwähnt, um die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen. Nach Meinung von Braunmühl gibt es diesbezüglich zwei unterschiedliche Ansätze: die so genannte *gender-bewusste Planung* und die *Gender-Planung* (vgl. dies. 1998: 480 f.). Die *gender-bewusste Planung* bewegt sich innerhalb herkömmlicher Planungsverfahren mit dem Unterschied, dass nun die Berücksichtigung von Geschlecht hinzutritt - genauer: von geschlechtsspezifischen Aktivitätsfeldern, Zugang und Kontrolle über Ressourcen sowie von geschlechtsspezifischen sozialen Rollen. Ansonsten bleibt dieses als Harvard-Ansatz bekannte Konzept von Catherine Overholt et al. (1984) bei den Grundannahmen des Integrationsansatzes, das heißt bei der eher reformistisch orientierten Frauenförderung.¹⁴ Die *Gender-Planung* indes rückt die strukturelle Transformation der Geschlech-

¹³ Becher beschreibt hier die so genannte *Gender-Planung*. Ein anderer Typ der *Gender-Analyse* ist die *gender-bewusste Planung*. Beide Ansätze werden gleich vorgestellt.

¹⁴ Eine Analyse des Harvard-Ansatzes liefert Frey 2003: 96 ff.

terverhältnisse in den Mittelpunkt der Analyse. Sie ist ein holistischer Ansatz, beruhend auf der Untersuchung sozialer, politischer und ökonomischer Divergenzen zwischen den Geschlechtern. Außerdem spricht sie das strategische Ziel von *empowerment* an, was nichts Geringeres bedeutet als die Veränderung von geschlechtsspezifischen Machtverhältnissen in der Gesellschaft.

Die Transformation der Geschlechterverhältnisse wird von einer Reihe von Autorinnen vertreten. Dazu gehören Caroline Moser mit *Gender Planing and Development* (1993) und Naila Kabeer mit ihrem Buch „*Reserved Realities. Gender Hierarchies in Development Thought*“ (1994). Die Texte zählen - neben dem von Overholt et al. (1984) herausgegebenen Werk - zu den drei Hauptansätzen von *Gender*-Analysen (vgl. Frey 2003: 95 f.).¹⁵

In dieser Arbeit werde ich mich auf Naila Kabeers Analyse konzentrieren.¹⁶ In ihrem Entwicklungskonzept erscheinen Geschlechterverhältnisse als Machtverhältnisse begriffen sowie deren Veränderung als Ziel feministischer Entwicklungspolitik formuliert zu sein. Ob dies zutrifft, soll in der Diplomarbeit gezeigt werden. Doch bevor dies angegangen wird, wird der Blick auf folgende Fragen gerichtet: Was ist der Feminismus? Was genau meint Geschlechterverhältnisse respektive *gender*? Was bedeutet denn Macht, wenn von Macht in den Geschlechterverhältnissen gesprochen bzw. *em(power)ment* zum Ziel gesetzt wird? Diese Fragen sind insofern instruktiv, als sich Kabeer auf den Feminismus beruft, geschlechtsspezifische Machtverhältnisse thematisiert und *gender* als Basiskategorie ihrer Analyse heranzieht, was der *Gender-and-Development*-Ansatz seinem Namen und Anspruch nach auch explizit benennt.

Die vorliegende Diplomarbeit nähert sich den genannten Fragen wie folgt: Zunächst wird das Selbstverständnis des Feminismus vorgestellt. Es wird hier kei-

¹⁵ Andere *Gender*-Analysen sind die *Gender Analysis Matrix* (GAM) nach Rani Parker, der *Women's Empowerment Framework* nach Sara Hlupekile Longwe und der *Capacities and Vulnerabilities Analysis Framework* (CVA), ein an der Harvard Universität entwickelter Ansatz (vgl. Warren 2007: 190, Frey 2003: 96). Hannah Warren ordnet zu den genannten Ansätzen noch den *Participatory Rural Appraisal* (Humble 1998), die *Rapid Rural Appraisal Techniques* (Munro 1991) sowie sektor- und/oder landesspezifische Ansätze (Smyth 1999), die den Fokus „Geschlecht“ aufweisen (vgl. dies. 2007: 190).

¹⁶ Caroline Mosers (1993) Ansatz ist schon mehrfach analysiert worden, wie z.B. sehr ausführlich und in hervorragender Qualität von Ina Kerner (1999). Kerner untersucht auf der Folie postkolonialer feministischer Kritik den Feminismus-, Entwicklungs- und Frauenbegriff sowie auch den Ermächtigungsansatz von Moser.

ne Diskussion eines theoretischen Feldes geben, dessen geistige Wurzeln bis in die *Französische Revolution* zurückreichen und das gekennzeichnet ist von Kontinuitäten, Kontroversen und Brüchen bezüglich seiner Ziele als soziale und politische Bewegung sowie auch seiner Inhalte als wissenschaftliche Denkrichtung (vgl. z.B. Thiessen 2010, Hennessy 2003, James 2003). Es wird vielmehr eine knappe Darstellung der feministischen Erkenntnisperspektive vorgenommen. Dem folgt die historische Rekonstruktion des Geschlechtsbegriffs. Hier soll herausgearbeitet werden, welche Bedeutungsverschiebungen der Geschlechtsbegriff erfahren hat und inwiefern dies mit der feministischen Debatte um Geschlecht zu tun hat. Anschließend wird der wissenschaftliche Perspektivenwechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung nachgezeichnet und die damit einhergehende Herangehensweise an die Kategorie „Geschlecht“ thematisiert. Aufbauend darauf werden der Geschlechts- und Machtbegriff in der Frauen- und Geschlechterforschung untersucht. Dieser Teil der Arbeit dient der Systematisierung von feministischen Ansätzen, die sich mit der Frage beschäftigen, aufgrund welcher Mechanismen Frauen und Männer gesellschaftlich unterschiedlich positioniert werden. Wichtig ist mir dabei, die Schnittstelle zwischen Geschlecht und Macht aufzuspüren, um genau solche Machtfelder benennen zu können, in denen geschlechtspezifische Machtasymmetrien eklatieren. In diesem Teil der Arbeit werde ich auch auf solche Machtheorien zurückgreifen, die nicht aus dem feministischen Spektrum entstammen, aber insofern wichtig sind, als sie zur Klärung von feministischen Machtkonzeptionen beitragen und gute Anhaltspunkte für die Analyse von Macht liefern. Ebenso ist mir wichtig, die unterschiedlichen Herangehensweisen an beide Begriffe herauszuarbeiten. Mit der hier geschilderten Methode soll neben der Systematisierung der feministischen Ansätze die Erarbeitung eines Analyserahmens für den letzten Abschnitt der Diplomarbeit erfolgen. Dort nämlich wird mittels der zuvor gewonnenen Erkenntnisse und Begriffsapparatur Kabeers feministische Auslegung von Geschlecht und Macht durchleuchtet werden.

2. Feminismus und Geschlecht

2.1 Was ist Feminismus?

Dass der Feminismus keine homogene Denkrichtung ist, dürfte nach der in der Einleitung skizzierten entwicklungspolitischen Diskussion von WID zu GAD klar sein. Er steht aber - so viel Verallgemeinerung ist hier angebracht - für einen emanzipatorisch-kritischen Impetus, den Regina Becker-Schmidt so beschreibt:

„Das Wort ‚feministisch‘ wurde im vorigen Jahrhundert geprägt, um die emanzipatorischen Impulse in politischen und wissenschaftlichen Strömungen zu charakterisieren, die von Frauen gesetzt wurden. Bis heute ist „feministisch“ ein Synonym für „kritisch“ geblieben, kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden oder einseitig männlichen Sichtweisen, sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind. Die Dekonstruktion wissenschaftlicher Mythen ist demzufolge ebenso Sache des Feminismus wie die Auseinandersetzung mit soziokulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die soziale Ungleichheit und Diskriminierung entlang der Trennlinie „Geschlecht“, aber auch der von Klasse und Ethnie hervorbringen oder befestigen. „Feminismus“ ist also keine Weltanschauung, sondern eine Option für Aufklärung, die über Geschlechterfragen hinausgehen kann.“ (Dies. 1991: 1)

Der Inhalt des Zitats kann sicherlich nicht als die allgemeingültige Definition des Feminismus verstanden werden. Dazu ist er zu komplex, zudem gibt es unzählige andere Definitionen. Das Zitat bietet aber einen guten Anhaltspunkt für den Argumentationsaufbau dieser Arbeit. Denn mit den dort aufgeworfenen epistemologischen (erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen) und gesellschaftspolitischen Fragen wird eine kritische Perspektive verknüpft,¹⁷ die nun vorgestellt werden soll.

Feministische Kritik bedeutet zunächst die Analyse des vorhandenen und des von feministischen Wissenschaftlerinnen elaborierten Wissens. Sie bedeutet demnach auf zweifache Weise Wissen zu generieren und zu durchleuchten, indem „die vergeschlechtlichte() Grundierung von Erkenntnisstrukturen in der

¹⁷ Deshalb bezeichnen Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp die feministische Theorie „als eine Form kritischer Theorie“ (dies. 2011: 7) – eine wohl konsensfähige wissenschaftliche Vertretung. Siehe dazu z.B. Rita Casale und Barbara Rendtorff (2008)

modernen Wissensproduktion aufgedeckt“ (Hark 2007: 9)¹⁸ und „das eigene Denken und dessen Bedingungen“ (ebd.: 14) hinterfragt werden. Entsprechend stellt die feministische Epistemologie wissenschaftliche Aussagen dann in Frage, wenn sie losgelöst von Raum und Zeit und vom konkreten, Wissen schaffenden Mensch ‚daherkommen‘. Mit anderen Worten: Feministinnen weisen die Auffassung von historisch, sozial, kulturell, ökonomisch und geschlechtlich nicht gebundenem Wissenssubjekt und Wissen zurück (vgl. Singer 2010: 292 ff., Hark 2007a.: 242);¹⁹ oder, wie es Sabine Hark im Zusammenhang mit feministischer Theorie prägnant herausarbeitet: Sie sei innerhalb einer Perspektive situiert, die Wissenschaft als eine in die Gesellschaft eingebettete Tätigkeit begreift (vgl. ebd.). Erst vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die von Becker-Schmidt angesprochene feministische Erkenntnis- und Wissenschaftskritik sowie der Anspruch, angesichts der Situiertheit allen Wissens das selbstreflexive Denken zu fordern.

Feministische Kritik bedeutet aber auch die Fokussierung auf ein spezifisches Erkenntnisinteresse, das ist „die Produktion von Wissen zur Aufdeckung und Transformation von epistemischen und sozialen Geschlechterhierarchien“ (Ernst 1999, zitiert nach Hark 2007: 10). Feminismus hat folglich eine dezidiert politisch-normative Motivierung, das emanzipatorische Anliegen also, ungleiche geschlechtsspezifische Verhältnisse zu verändern - ganz gleich, ob sie sich auf der Ebene der Theorie oder Praxis befinden. Gerade deshalb benennt u.a.

¹⁸ Die Bedeutsamkeit des Begriffs „Geschlecht“ für die feministische Wissenschaft ist hier implizit benannt. Mona Singer (2010) verdeutlicht dieses Moment explizit. Denn ihrer Ansicht nach fungiert Geschlecht als „Universalschlüssel“ feministischer Wissenschaftskritikerinnen, „um in die verschiedenen wissenschaftlichen Diskurse einzubrechen, männliche Selbstvergessenheit im Allgemeinen (Androzentrismus), die Verzerrungen und Abwertungen weiblicher Denk- und Lebenserfahrungen im Besonderen (Sexismus) aufzudecken und die männerbündelische Dominanz in den akademischen Institutionen zu stören.“ (Ebd.: 292) Eva Kreisky aber erinnert daran, dass im Gegensatz zum Sexismus, welcher eine offene Form von Frauendiskriminierung sei, der Androzentrismus als „Universalanspruch männlicher Lebensmuster und Denksysteme“ (dies. 2004: 27) nicht nur diskret wirke, indem er Mensch und Mann gleichsetze und diese Gleichsetzung praktisch wortlos erfolge und zumeist unbewusst praktiziert werde, sondern auch auf die ‚Zustimmung‘ von Frauen angewiesen sei (vgl. ebd.). In dieser Form von (Selbst-)Unterwerfung sieht sie mit dem Soziologen Pierre Bourdieu die „symbolische Dimension der Macht“ (ebd.).

¹⁹ In diesem Satz ist der kleinste gemeinsame Nenner der feministischen Epistemologie zusammengefasst. Zu ihren mannigfachen Verzweigungen siehe z.B. Singers Überblicksartikel (2010), Herta Nagl-Docekals (2000) kritische Analyse im Kapitel „Vernunft – ein männlich konnotierter Begriff“ und das Kapitel „Kritische Bündnisse: Feminismus und Wissenschaft“ in Hark (2007), wo prominente Autorinnen einen guten Einblick in die Thematik geben.

Hark nicht jede kritische Analyse über die Geschlechterthematik als feministisch (vgl. ebd.) und Barbara Thiessen (2010: 38) versieht Ingrid Kurz-Scherf (2002) aufgreifend „die Reduktion des Feminismus auf ‚Frauen‘ oder das Verhältnis zwischen ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ jenseits gesellschaftlicher Machtpositionen („ceteris paribus“ - unter sonst gleichen Umständen)“ mit dem Label „Genderismus“²⁰. Hier wird zum Ausdruck gebracht, dass der Feminismus im Gegensatz zu herkömmlichen Gleichstellungspolitiken „die Utopie einer geschlechtergerechten Teilhabe an gesellschaftlicher Gestaltung nicht ohne eine grundlegende Veränderung von Machtverhältnissen“ (ebd.) für realisierbar hält. Folgt man diesem Verständnis und ergänzt es durch Eva Kreisksys (2004) Auseinandersetzung zum feministischen Projekt, gehört zum Gegenstand einer kritisch-feministischen Gesellschaftsforschung die Untersuchung „von gesellschaftlichen wie privatisierten Macht- und Herrschaftsformen, die Frauen benachteiligen und entwerten, sowie das Erkenntnisinteresse an gesellschaftlicher Konstituierung bzw. Konstitution von Geschlechterverhältnissen“ (dies.: 43, vgl. auch Becker-Schmidt/Knapp 2011).²¹

Im engen Konnex mit der kritischen Reflexion und Generierung von Wissen sowie der Transformation von Geschlechterhierarchien stehen feministische Erkenntnisquellen. Nimmt man die Sozialwissenschaften als Beispiel, was ja explizit den Rahmen der vorliegenden Arbeit absteckt, so speisen sie sich - wie angeführt - aus der Diskussion von Analysen, die das Geschlechterverhältnis

²⁰ „Genderismus“ ist ein Ausdruck für die auch von Hark (2006) beobachtete Tendenz im Wissenschaftsbetrieb jüngerer Zeit, wo Begriffe wie „Feminismus“ bzw. „feministisch“ u.a. wegen ihres kritisch-normativen Gehalts eher vermieden werden. *Gender* scheint demgegenüber politisch unverfüglich und gerade deshalb vom wissenschaftlichen *common sense* annehmbar. An dieser Stelle ist aber anzumerken, dass der Begriff keineswegs quer zum Feminismus liegt. Denn er kongruiert seiner Idee nach mit dem feministischen Anliegen, dem einer kritischen Gesellschaftsanalyse, außerdem wird er als wissenschaftliches Instrumentarium verwendet und ist seit den späten 1980er Jahren Gegenstand einer interdisziplinären, international geführten und vor allem (selbst-)kritischen feministischen Debatte (siehe dazu z.B. Knapp 2008).

²¹ Das emanzipativ-politische Selbstverständnis des Feminismus beschränkt sich nicht alleine auf Frauen oder das Geschlechterverhältnis. Es ist insofern weitergehend, als es „individuelle Menschenrechte und Autonomie hervorhebt“ (Thiessen 2010: 37). Barbara Thiessen macht diese Stoßrichtung mit der folgenden Definition des Feminismus deutlich: „Feminismus lässt sich als ein Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will.“ (Hennessy 2003, zitiert nach ebd.: 37 f.) Auf dieser Linie sehe ich Becker-Schmidts Äußerung zum Feminismus als eine Option für Aufklärung.

ausblenden oder androzentrische Annahmen (re)produzieren, und insofern, Ruth Becker und Beate Kortendiek (2005) zitierend, eine „Genderlücke“ aufweisen, die im übrigen, so die Autorinnen, trotz der langen Geschichte feministischer Forschung keineswegs passé sei, und das Füllen dieser Lücke sei immer noch eine wichtige Aufgabe der Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. ebd.: 26, auch Knapp 2008: 293). Außerdem speist sie sich aus der Anlehnung an Theorien, die kritische Gegenwartsdiagnosen liefern,²² wobei auch hier die Geschlechterthematik und Aufhebung von Benachteiligung nach Geschlecht auf der Agenda stehen. Insbesondere aber ist das aus der Wissenschaftskritik und dem kritischen Austausch mit anderen Denkschulen entstandene feministische Wissen - und hierin findet die Becker-Schmidt-Definition manifeste Materialität - nicht ohne Bezug auf *Feministische Bewegungen* denkbar.²³ Denn viele wissenschaftliche Impulse kamen aus der feministischen Praxis; Divergenzen innerhalb derselben haben nach Meinung von Hark (2007a: 240) „oft entscheidend zur Reflexion und Korrektur des jeweiligen feministischen Wissens“ beigetragen. Die Impulse reichen von der Kritik an geschlechtsspezifischen Ausgrenzungsmechanismen bis hin zu solchen, die der Feminismus selbst produziert hat. Basis der (Selbst-)Kritik sind primär die „widersprüchlich organisierten gesellschaftlichen Erfahrungen von Frauen und [der] (...) Dialog mit den ‚Anderen‘ des feministischen Diskurses“ (Hark 2007: 13). Zum Erfahrungsbe-

²² Nach Hark sind es die *Kritische Theorie* der Frankfurter Schule, der Dekonstruktivismus, die Marxistische Theorie, Michel Foucaults Machtanalyse, die Psychoanalyse sowie postkoloniale und heterosexualitätskritische quere Theorieansätze (vgl. dies. 2007: 10, auch Thiessen 2010: 38).

²³ Nicht nur das. Der akademische Feminismus jüngerer Zeit ging aus der so genannten *Zweiten Feministischen Bewegung* der späten 1960er und 1970er Jahre hervor und steht den Studenten- und Protestbewegungen jener Zeit nahe. Es gab aber schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts feministische Analysen. Sie waren von politischen Forderungen der *Ersten Frauenbewegung* im 19. und frühen 20. Jahrhundert inspiriert. (Vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2011: 7 ff., Thiessen 2010: 37 ff., Hark 2007: 9 f., Hennessy 2003: 158-168, James 2003: 493 ff.) Gudrun-Axeli Knapp präzisiert das Forschungsinteresse und die Entwicklung des Feminismus sehr schön, indem sie u.a. die genannten Momente bündelt: „Die Besonderheit der epistemischen Konstellation, in der sich feministische Forschung und Theoriebildung bis heute bewegen, resultieren historisch aus ihrer Herkunft aus einer gesellschaftlichen Emanzipationsbewegung und der damit verbundenen politischen Bestimmung ihres Erkenntnisinteresses, aus den Nachwirkungen der faktischen Aussperrung des weiblichen Geschlechts in der Formierungsgeschichte der modernen Wissenschaften sowie der anhaltenden Marginalisierung damit verbundener Problemstellungen in den Disziplinen und ihren theoretischen Traditionen.“ (Dies. 2008: 293) Vor allem „der Minderheitenstatus von Frauen(forscherinnen) in der scientific community“, so die Autorin weiter, „nötigte zu Formen der Vernetzung, die in eine fachübergreifende und international orientierte Kommunikations- und Interessengemeinschaft mündeten.“ (Ebd., Hervorhebung im

griff sei nur angemerkt, dass die erkenntnisleitende Funktion von weiblichen Erfahrungen im essentialistischen Sinne immer schon auf Einwände feministischer Theoretikerinnen gestoßen ist, und dass sie ihn unterschiedlich bewerten bzw. aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven diskutieren (vgl. Singer 2010, Nagel-Docekal 2000). Nachfolgend möchte ich zwei Beispiele anführen, die den Einfluss feministischer Praxis auf den Diskurs, seinen Anspruch auf Selbstreflexivität und seine theoretische Herkunft illustrieren.

Erstes Beispiel: Während der Ausschluss von Frauen aus dem öffentlich-politischen Leben durch aktive Frauenrechtlerinnen - Stichwort: Sufragettenbewegungen im 19. Jahrhundert - hinterfragt und bürgerliche Rechte für Frauen über lange Zeit eines der Ziele von (insbesondere liberalfeministisch informierten) Frauenbewegungen war, ist die Logik, die hinter dieser Diskriminierung steht, durch die *Zweite Frauenbewegung*, besonders durch die von Radikal-feministinnen popularisierte Lösung „Das Private ist politisch“ skandalisiert und von Wissenschaftlerinnen aufgegriffen worden. Diese konnten nachweisen, dass die seit der Moderne, der Aufklärung und Industrialisierung ab dem 18. Jahrhundert entstandene dichotome und zugleich hierarchische Trennung der gesellschaftlichen Sphären in Öffentlichkeit und Privatheit mit einer selbstverständlichen Identifizierung von Frauen mit dem Privaten und Männern mit dem Öffentlichen einherging sowie *beide* Sphären keine politikfreien Räume sind, vielmehr von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die Frauen benachteiligen, durchwirkt sind. (Vgl. James 2003: 508 ff., und Lang 2004, Hennessy 2003)

Zweites Beispiel: Das Thema „Differenz und Ungleichheit unter Frauen“ ist zwar seit Beginn der *Feministischen Bewegung* keine unbekannte Größe, auch nicht innerhalb feministischer Debatten - Stichwort: Disput proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung über den Klassengegensatz sowie zwischen Theoretikerinnen materialistischer und liberalfeministischer Provenienz über den Zusammenhang von Geschlecht und Klasse als gesellschaftliche Ausgrenzungskategorien -, wurde ab Mitte der 1970er Jahren jedoch immer lauter vorgetragen. Afroamerikanische Aktivistinnen und Wissenschaftlerinnen etwa kritisierten vorangehende Debatten wegen der Dethematisierung von Erfahrungen

und Interessen marginalisierter Gruppen als Konsequenz diskursiver Dominanz eines so bezeichneten „weißen Mittelschichtfeminismus“ (Thiessen 2010: 40). Sie verbanden diese binnenfeministische Kritik mit der Aufforderung, das Subjekt des Feminismus zu kontextualisieren und Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und den Frauen selbst neu zu denken. (Vgl. dies.: 40 f., zum angelsächsischen Kontext vgl. James 2003: 495-502, zum deutschen Kontext Walgenbach 2007: 30-40)

Mehr noch: Ab den späten 1980er Jahren rückte neben der Frage der sozio-politischen Diversität von Frauen auch die Frage, was die Geschlechterdifferenz überhaupt ist, ins Zentrum des Interesses (vgl. Knapp 2008, Hark 2007, James 2003). Hielt man nämlich über lange Strecken feministischer Forschungstradition an der begrifflichen Trennung von biologischem (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*) fest, um biologistische Argumente zu entlarven, die zur Legitimierung hierarchischer Geschlechterverhältnisse eingesetzt wurden, wird nun selbst der Körper als sozio-kulturelle Deutung konzipiert und auf Hierarchien hingewiesen, die mit der Vorstellung von Zweigeschlechtlichkeit und ihrer heterosexuellen Normierung einhergehen. Und ging es zuvor vornehmlich um *gender* als Referenzkategorie, wird nun ihre Interdependenz und Verwobenheit mit anderen sozialen Ordnungs- und Ausgrenzungskategorien wie Klasse, Sexualität, Ethnizität, Lokalität oder Hautfarbe²⁴ betont, ja sogar ihre Aussagekraft zur Erfassung von „Komplexität und Modi von *sui generis* verschiedenen Machtverhältnissen“ (etwa durch die erwähnten Kategorien) diskutiert, so Hark (2007: 12, Hervorhebung im Original).

Die hier grob skizzierte und noch auszuführende begriffstheoretische Grundlagendiskussion hat den Feminismus bereichert, zugleich aber den Streit darüber ausgelöst, wie die theoretische Bearbeitung von „Wer ist wie“ zu „Wer

²⁴ In der deutschsprachigen Literatur wird häufig im Anschluss an den angelsächsischen Diskurs statt „Hautfarbe“ der Begriff „race“ bzw. „Rasse“ verwendet und, um eine Biologisierung zu vermeiden, in Anführungszeichen gesetzt, so z.B. von den Autorinnen von „Gender als interdependent Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Einleitung“ (2007a). Sie „begreifen ... ‚Rasse‘ als Ergebnis gesellschaftlicher Bedeutungszuweisungen und insofern [als] eine ‚soziale Konstruktion‘.“ (Ebd.: 16) So richtig diese soziologische Definition auch sein mag, so problematisch ist es, einen Begriff zu übernehmen, der aus einem anderen gesellschaftlichen Kontext entstammt und nicht die Konnotationen aufweist, die wir mit ihm verbinden. (Man denke diesbezüglich nur an die Zeit des Nazi-Deutschlands, in der der Rassebegriff für Millionen von Menschen Leid und Tod bedeutete.) Abgesehen davon läuft man Gefahr, etwas implizit zu bestätigen, was es ja nicht gibt.

ist ‘wir’“ vonstatten gehen soll. Das heißt, wie soll das „Subjekt feministischer Kritik“ und wie sollen die „Bedingungen der Möglichkeit feministischer Politik“ definiert werden, wenn weder der emanzipatorische Impetus aufgegeben noch auf ein Referenzsubjekt als regulative Idee verzichtet werden soll? Knapp hatte diese Fragen und ihre besondere Konnotation für das feministische Projekt in einer früheren Fassung (2001: 39) ihres 2008 erschienenen Aufsatzes „Achsen der Differenz - Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik“ formuliert. Für Knapp stellen sie eine dem feministischen Diskurs inhärente „strukturelle Aporie“ dar, und zwar die „Unverzichtbarkeit und gleichzeitige() Unmöglichkeit einer fundierenden Bezugnahme auf ein epistemisches und politisches Referenzsubjekt (Frauen).“ (Ebd.: 295)

Dieses Spannungsverhältnis wird uns immer wieder begegnen. Wir werden Argumentationsstrategien finden, die zwar das vorherrschende Geschlechtermodell kritisieren, aber im Hinblick auf seine Theoretisierung erheblich variieren. Wir werden aber auch erfahren, dass der Begriff des Geschlechts von gesellschaftlichen Entwicklungen abhängig ist. Genau dieser Aspekt wird gleich thematisiert, um sodann die Akzentverschiebungen innerhalb des feministischen Diskurses näher zu bestimmen und den Machtbegriff in der Geschlechtkonzeption herauszuarbeiten.

2.2 Geschlecht, ein feministischer Grundbegriff

Wenn „Geschlecht“ der originäre Erkenntnisgegenstand der feministischen Forschung ist, was steckt genau dahinter? Vorab ist von dem folgenden Leitgedanken auszugehen, nämlich dass der Terminus je nach Gesellschaftsformation Bedeutungsverschiebungen erfährt, und dass dies für das Verständnis von Geschlechterverhältnissen samt den ihnen zugeschriebenen Asymmetrien konstitutiv ist. Zum Nachweis dieser These lohnt sich die historische Rekonstruktion des Geschlechtsbegriffs, und zwar aus zweierlei Gründen: Erstens lässt sich auf diese Weise aufzeigen, dass Vorstellungsweisen von Geschlecht geschichts- und gesellschaftsabhängig, also immer schon situiert sind, und zweitens kann das feministische Anliegen nachvollzogen werden, ein Denken von Geschlecht zu

etablieren, das auf metaphysische oder naturalistische Argumente verzichtet und statt ihrer die Perspektive der Gesellschaft einnimmt. Dass dies keine Selbstverständlichkeit ist und auch innerhalb des Feminismus einer Diskussion bedurfte, darüber werden wir noch lesen. Nun aber die historische Begriffsrekonstruktion.

2.2.1 Historische Rekonstruktion des Begriffs „Geschlecht“

Der Terminus Geschlecht, so wie wir ihn heute verstehen, ist jüngeren Datums. Bis in die Moderne hinein bezeichnete er die „geschichtlich-soziale Dimension der Deszendenz“ (Becker-Schmidt [1993] 2007: 116). Damit sind Becker-Schmidt zufolge „Verwandtschaftsbeziehungen (...) und Familiengeschichte“ von Individuen im Sinne von „sie stammen aus dem Geschlecht derer von (...)“ (ebd.: 118) gemeint. Mit der Benennung des Geschlechts war, so Theresa Wobbe (2005: 448) etwas ausführlicher, „die Zugehörigkeit“ eines jeden „zu einem sozialen Kollektiv“ bestimmt, wobei hiermit der „generationenübergreifende() Verband von Lebenden, Vorfahren und Nachfahren, den Frauen und Männer gemeinsam bildeten“ (Wunder 1992, zitiert nach ebd.), erfasst wurde.

In dieser genealogischen Bedeutung des Begriffs spiegelt sich die mittelalterliche Ständegesellschaft wider, die in ihrer Sozialstruktur korporativ, hierarchisch und patriarchal geprägt war. Entsprechend gestaltete sich die soziale Ordnung der Geschlechter: So wie die Stände nach dem Prinzip der Ungleichheit über Familien und Haushalte organisiert waren und einen von Männern geführten Untertanenverband bildeten, genau so begründete die Herrschaft des Mannes über das Haus die Unterordnung der Frau in der Gesellschaft. Als Hausvater stand er nämlich den Mitgliedern des Hauses vor, als Haushaltsvorstand vertrat er die Familie und ihre Standeszugehörigkeit. Die Frau hingegen war der Herrschaftsgewalt des Mannes unterworfen. Sie verantwortete aufgrund der innerfamiliären Arbeitsteilung das Hauswesen und nahm am Stand des Mannes teil. (Vgl. Wobbe 2005: 447 f.)

Die Legitimationsgrundlage der vormodernen Geschlechterordnung ist aber das Christentum. Nach seiner damaligen Interpretation werden die Geschlechter als gleichen Ursprungs, d.h. gleichen Fleisches, gedacht, dennoch

wird dem Mann als ‚erster Mensch‘ (Adam) mehr Gottnähe zugesprochen. Als solcher sind seine Fähigkeiten und sein Glaube überragend; das rechtfertigt seine ‚gottgegebene‘ Vorrangstellung und sein Recht auf Unterweisung der Frau. Allerdings ist nach dieser metaphysisch-ontologischen Begründung der hierarchischen Geschlechterdifferenz die körperliche Verschiedenheit von Frauen und Männern graduell und nicht - wie es in der Moderne der Fall sein wird - grundsätzlich. (Vgl. Sturm 2003)²⁵ Diese Idee macht sich in der - damals im Alltag gängigen - Vorstellung vom Ein-Geschlechts-Leib deutlich. Denn, „[o]b ein Mensch Mann oder Frau war und blieb, hing mehr oder weniger vom täglich korrekten Praktizieren der geschlechtsadäquaten Regeln ab; andernfalls bestand die Gefahr, dass sich der Körper unkontrolliert ein- bzw. ausstülpte und mensch für das unangemessene Verhalten mit nicht bekannter Leiblichkeit bestraft war.“ (Dies.)²⁶

Die christliche Anthropologie wurde im Zuge des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses von einem Verständnis verdrängt, wonach „Gott“ als Ordnungsprinzip für das Denken über das Wesen des Menschen keine Relevanz mehr innehalt. Es entstand eine „säkularisierte Anthropologie“ (Becker-Schmidt 2011: 19) mit dem Ziel, jegliche Erkenntnisse über den Menschen gemäß der naturbedingten Weltordnung wissenschaftlich zu fundieren, was jedoch nicht heißt, dass sich damit ein grundsätzlich anderes Geschlechtermodell durchgesetzt hätte.²⁷ Im Gegenteil: Entgegen der naturrechtlich begründeten Gleichheit aller Menschen, einer der emanzipatorischen Maximen der Aufklärung, wird das althergebrachte Modell mittels neuer, biologistisch-naturalistischer Argumente zementiert.²⁸ Die Ungleichheit zwischen Frauen und Männern wird jetzt

²⁵ Sturms Aufsatz ist leider nicht beziffert, deshalb kann ich keine Seitenangaben machen.

²⁶ Nagl-Docekal äußert sich zur These von „Ein-Geschlechts-Leib“ bzw. „Ein-Geschlecht-Modell“ kritisch. Sie meint, dass diese ursprünglich von Thomas Laqueur (1992) eingeführte Terminologie plakativ und irreführend sei, denn genauer betrachtet enthalte selbst das „Ein-Geschlecht-Modell“ eine klare Unterscheidung: die weiblichen Geschlechtsorgane würden eben nicht als mit den männlichen identisch, sondern als deren Inversion aufgefasst (vgl. dies. 2000: 62).

²⁷ Bei Claudia Honegger ([1989] 2007) kann man nachlesen, wie erfolgreich die damals entstandene Humanwissenschaft darin war, eine weibliche „Sonderanthropologie“ (ebd.: 202) zu etablieren. Gleichwohl meint sie, dass die (Natur-)Wissenschaften vom Menschen nicht nur Frauen, sondern alle, die nicht dem Bild eines christlichen, weißen, gesunden und männlichen Europäers entsprachen, von einer Anthropologie ausnahm, welcher die Menschheit hätte repräsentieren können (vgl. ebd.: 201).

²⁸ Zum unstimmigen Inhalt des modernen Naturbegriffs vgl. Becker-Schmidt (2011: 20).

als Natur definiert. Hiernach erwächst aus der Zugehörigkeit zum nun strikt unterschiedenen weiblichen oder männlichen Körper die ‚natürliche‘, von Natur aus gegebene Geschlechterdifferenz und folglich auch die ‚natürliche‘ - und damit unveränderliche - soziale und politische Ungleichheit der Geschlechter. (Vgl. dies.: 19-22, auch Wobbe 2005, Sturm 2003)

Mit der naturalisierten und dualistischen Bestimmung der Geschlechterdifferenz gehen auch Festschreibungen einher, die sich für Frauen als folgenreich erweisen sollten. Die Rede ist von den ‚naturgegebenen‘ Geschlechtercharakteren - eine Denkfigur, die im Laufe des 18. Jahrhunderts hervortritt und sich laut Wobbe im 19. Jahrhundert rasant verbreitet, ja zur Gewissheit wird (vgl. dies. 2005: 450 f., vgl. auch v.a. Hausen [1976] 2007). Demnach sind Frauen und Männer mit unterschiedlichen, ihrem „Wesen“ inhärenten und somit unwandelbaren Eigenschaften ausgestattet. Doch was bedeutet das? Aus den geschlechtsspezifischen Eigenschaftszuschreibungen werden nämlich „Grundcharaktere“ konstruiert, die „sich komplementär und kontrastierend zueinander verhalten“ (Wobbe 2005: 250). Kontrastierend insofern, als askriptive Zuschreibungen wie etwa rational/emotional, aktiv/passiv, erschaffend/erhaltend sich gegenüberstehen und Erstere mit dem Mann und Letztere mit der Frau assoziiert werden. Der entscheidende Punkt ist aber, dass diese Dualismen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen und nur zu einer Seite hin negative Bewertung erfahren. Denn in der hierarchisierenden Rangordnung ist das Eine, das Männliche, primär und überlegen, das Andere, das Weibliche, sekundär und untergeordnet. Damit wird ein Über- und Unterordnungsverhältnis zwischen dem Einen und dem Anderen errichtet. Und Komplementarität wird insofern denkbar, als zwar solche Dualismen Gegensätzlichkeit anzeigen und (soziale wie politische) Grenzsetzung markieren, aber nicht aus dem Rahmen einer (letztlich fiktiven) Einheit fallen. (Vgl. Hausen [1976] 2007, Klinger 2005, Wobbe 2005) Die Denkfigur der gegensätzlichen Geschlechtercharaktere unter wechselseitiger Ergänzung beschreibt Karin Hausen²⁹ wie folgt:

²⁹ Ihr Aufsatz „Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ von 1976 (in gekürzter Fassung in Hark 2007) gilt immer noch als bahnbrechend (vgl. Hark 2007b: 166) und wird vielfach herangezogen, um das dualistische Geschlechtermodell der Moderne zu erläutern – so auch von Theresa Wobbe.

„[D]as Wesen von Mann und Frau (ist) so konzipiert, daß nur beide zusammen die Summe aller menschlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse zu realisieren vermögen. (...) Unter dem Regulativ der Ergänzung wirkt die Entgegensetzung der Geschlechter nicht antagonistisch, sondern komplementär. Die Gegensätze ergänzen sich zur harmonischen Einheit.“ (Ebd.: 184 f.)

Mit der Idee eines geschlechtlich bestimmten Grundcharakters ist auch die Vorstellung verknüpft, dass Frauen und Männer aufgrund ihres Wesens, oder, modern gesprochen, ihrer Psyche für häusliche (siehe Frauen) oder außerhäusliche Aufgaben (siehe Männer) geschaffen seien, was bei genauer Betrachtung nichts anderes meint als die geschlechtsspezifische Dichotomisierung von gesellschaftlichen Praxisfeldern in Privatheit (häuslicher Bereich) und Öffentlichkeit (außerhäuslicher Bereich) und analog dazu von gesellschaftlichen Tätigkeitsfeldern in Reproduktion und Produktion (vgl. Becker-Schmidt 2011, Hausen [1976] 2007, Wobbe 2005). Auch hier dominiert das Bild der Eintracht, in Hausens Worten:

„Die Idee der Ergänzung (...) hält mit den Geschlechtern zugleich die jeweils für den Mann und die Frau als wesensgemäß erachteten sozialen Betätigungsfelder Öffentlichkeit und Familie in Harmonie zusammen. So wird es mittels der an der „natürlichen“ Weltordnung abgelesenen Definition der „Geschlechtercharaktere“ möglich, die Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben als gleichsam natürlich zu deklarieren und damit deren Gegensätzlichkeit nicht nur für notwendig, sondern für ideal zu erachten und zu harmonisieren.“ (Ebd.: 185)

Das Gebilde harmonischer Ergänzung trotz Gegensätze, das den symbolischen Bezugsrahmen für Vorstellungen von Unterschieden zwischen den Geschlechtern bildet (vgl. dies., auch Becker-Schmidt 2011 und Wobbe 2005), ist paradox: Einerseits wird Gleichheit vorausgesetzt, denn nur zusammen können Frauen und Männer ein Ganzes bilden, andererseits aber werden besagte Geschlechtercharaktere und gesellschaftliche Lebensfelder ungleich zweigeteilt, hierarchisiert und zuungunsten von Frauen ausgelegt (vgl. Hausen [1976] 2007, Nagel-Docekal 2000). Im Ergebnis bleibt es also bei der vormodernen Ungleichheit.

Doch überkommene Strukturen verschärfen sich gar. „Geschlecht“, besser gesagt „Geschlechtlichkeit“ erhebt sich zusehends zu einem wichtigen Steuerungselement der Ordnung des Sozialen. So werden, um das Geschriebene zu

ergänzen, Frauen und Männer in die sich funktional ausdifferenzierende moderne Gesellschaft unterschiedlich eingebunden. Wie Wobbe dafürhält, büßen „Familien als Grundeinheiten des Standes“ ihre integrierende Rolle ein, und Individuen werden „im steigenden Maße“ über soziale „Teilbereiche wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Bildung“ (dies. 2005: 450) in die Gesellschaft einbezogen, aber nach einem bestimmten Muster: „Während Männer den Zugang zu einer Vielfalt neuer Teilbereiche (...) erhalten, werden Frauen primär auf einen gesellschaftlichen Funktionskontext“, und zwar „den der Familie, begrenzt. Beim Umbruch zur modernen Gesellschaft gilt die Familienrolle als das für Frauen vorgesehene Normalitätsmodell.“ (Ebd.)

Normalisierung qua „Geschlecht“ lässt sich auch auf einer anderen, für die Selbstwahrnehmung des Individuums bedeutsamen Ebene finden, und zwar auf der personalen Identität. Denn das moderne Subjektivitätskonstrukt ist weder körperlos, noch steht es außerhalb der allgemeinen kapitalistischen Gesellschaftsentwicklung. Das aufkommende Ideal eines „autonome[n], mit sich selbst identische[n] und freie[n] Willens-Subjekt“ ist entsprechend bürgerlich-männlich, so Gabriele Sturm (2003), und (hetero-)sexuell, so Wobbe, zum modernen Identitätsentwurf (vgl. dies. 2005: 452). Sturm konstatiert:

„Das mit sich selbst identische Individuum entspricht (...) dem Selbstentwurf des bürgerlichen Mannes. Von ihm aus gesehen wird alles, was nicht zu ihm gehört, zum ausgegrenzten Anderen, zum Nicht-Ich, das der Definitionsmacht des männlich beständigen, abgeschlossenen und selbstgewissen Subjekts unterliegt. In dieser Konstruktion wird das Weibliche als Nicht-Identisches ausgeschlossen - kann somit keine bürgerlich-moderne Identität gewinnen, sich selbst bestimmen!“

Das Zitat enthält eine Idee, die sich von der weiter oben beschriebenen hierarchischen Dualismenbildung abhebt. Für Cornelia Klinger ist sie die eigentliche ‚Erfindung‘ der Moderne (vgl. dies. 2005: 352). Denn wo zuvor die Trennung und Hierarchisierung vom Einen (A) und Anderen (B) bestand, aber dennoch ein reziprokes Verhältnis zwischen den konträren Elementen im Sinne von „A ist nicht B“ und „B ist nicht A“ herrschte, steht jetzt „A und Nicht-A“. Das Nicht-A ist als Negation die Leerstelle von A und kann nur noch über ihn definiert werden. Es wird, so Klinger, negiert und gleichzeitig „zum Schatten des

ersten Terms reduziert“ (ebd.: 351). „Die Verleugnung und Verschattung des zweiten Terms lässt den ersten jedoch mehr ins Licht rücken, denn mit B verschwindet nicht nur etwas Anderes, sondern die Differenz überhaupt.“ (Ebd.) Bezogen auf die Geschlechterordnung heißt das, dass das Männliche vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Mann zum Mensch, vom geschlechtlichen Natur- zum ungeschlechtlichen Kulturwesen aufsteigt. Mann-Sein und das Menschheit-Vertreten-Können kongruieren völlig. (Vgl. ebd.: 351 f., auch Becker-Schmidt 2011, Honegger [1991] 2007, Sturm 2003) Für die Frau folgt daraus: „Neben dem Mann als universalen geschlechtslosen Menschen wird die Frau als biologisch begründete Andere zum Gattungs- und Geschlechtswesen.“ (Sturm 2003, im Original mit Hervorhebung) Ihr Dasein erschöpft sich hierin.

Ziehen wir ein Zwischenresümee und halten fest, dass im Zeitalter der Moderne der Begriff des Geschlechts „von einer korporativen in eine individuelle Kategorie transponiert“ (Wobbe 2005.: 452) wird. Das heißt, im Mittelpunkt des Interesses steht nicht mehr die geschlechts- und generationenübergreifende Zugehörigkeit des Individuums zu einer sozialen Entität, sondern seine biologische Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Körper. Zweigeschlechtlichkeit ist nun der Ausgangspunkt für die Klärung der Frage, was Frauen und Männer auszeichnet. Ihre Begründungsgrundlage ist die natürliche - und nicht mehr die göttliche - Ordnung der Welt. „Natur“ übernimmt so die Deutungshoheit über die Geschlechterdifferenz. Danach ist der Geschlechterunterschied eine anthropologische Konstante des menschlichen Seins; menschliche Eigenschaften sind nach Geschlecht zu trennende substantielle Eigenschaften; und in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern, die selbst geschlechtsspezifisch bestimmt werden, gilt die natürliche Ordnung der Geschlechter, also ihre unterschiedliche und vor allem asymmetrische Zuordnung zu diesen Feldern. Diese der Moderne eigentümliche Logik, das Identifizieren durch Unterscheiden sowie das Ausgrenzen durch Bewerten (vgl. Sturm 2005) bringt mit sich, dass sich in der Struktur der Geschlechterordnung Veränderungen auftun: Die frühere hierarchische Stufung spitzt sich zur Polarisierung der Geschlechter zu (vgl. Klinger 2005: 355, auch Hausen [1976] 2007). „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ werden jetzt als Gegensatzpaare wahrnehmbar, aber dergestalt, dass Erste-

re zu einem „Etwas von“ wird. So leitet sich ihr sozialer Status, ihre Identität und Stellung im Geschlechterverhältnis aus der bürgerlich konnotierten (heterosexuellen) Männlichkeit ab. Männlichkeit, und nur sie, wird zur Norm alles Gesellschaftlichen. Für die Moderne lassen sich deshalb mit Sturm (2003) folgende drei aufeinander bezogene Dimensionen des Weiblichen in der Gesellschaft angeben:

- „(a) Hinsichtlich der kulturellen symbolisch-repräsentativen Wertehierarchie *diskriminierende* Inferiorität, was eine Identifikation mit dem Mangel verlangt;
- (b) hinsichtlich der regulativ-strukturierenden Dichotomisierung die *reduzierende* Positionierung am Pol des Privaten, Naturhaften, Körperhaften und damit Nichtmännlichen, was in Bezug auf die soziale Stellung die Identifikation mit der deklassierten Rolle verlangt; und schließlich - zum Ausgleich stilisiert-
- (c) hinsichtlich der inhaltlich-materialen Bestimmung von Weiblichkeit ihre sie *auszeichnende* Andersartigkeit, die eine Identifikation mit den Besonderheiten des Geschlechts - z.B. mit Mütterlichkeit als vollendete Form der Weiblichkeit - verlangt.“ (Ebd., Hervorhebung im Original)³⁰

Es sind hier zwei Momente impliziert, die den Auftakt zur feministischen Kritik am modernen Geschlechtskonzept bilden. Zum einen ist es der Analogieschluss vom Biologischen auf das Gesellschaftliche, das heißt von geschlechtlicher Differenz auf die Geschlechterdifferenz in der Gesellschaft. Dieser biologische Determinismus umfasst die personale, strukturelle und symbolische Ebene der Geschlechterordnung. Zum anderen ist es die bipolare und hierarchische Struktur dieser gesellschaftlichen Ordnungsform. Auch sie erweckt den Anschein einer zwingenden Evidenz. Beide Momente sind Renate Hof zufolge Ergebnis der Kausalverbindung zwischen Natur und Kultur, also zwischen *sex* als Ursache und *gender* als gesellschaftliche Wirkung, und die Entkopplung dieses „*kausale[n]* Zusammenhangs zwischen biologischem und sozialen Geschlecht“ ist, so die Autorin (2005: 16) weiter, jener feministische Denkschritt, mit dem „der Rekurs auf die Natur als Legitimationsstrategie für gesellschaftliche Machtverhältnisse“ zurückgewiesen wurde.

Der englische Begriff „*gender*“, das soziale Geschlecht also, war aber bis in die

³⁰ Die Autorin bezieht sich hier auf Becker-Schmidt und Knapp (1987).

1960er Jahre hinein nur eine lexikalisch-grammatische Kategorie, die das Geschlecht von Substantiven bezeichnete (vgl. Hof 2005: 10 f.) - ähnlich wie der uns aus der Sprachwissenschaft bekannte Begriff „Genus“. Als geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Kategorie gelangte er über die Intersexualitätsforschung³¹ von John Money (1955) und die psychoanalytische Arbeit von Robert Stoller (1968) in den feministischen Kanon (siehe dazu kritisch Dietze 2006). Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen nahmen den Begriff in den 1970ern affirmativ auf und integrierten einen Kerngedanken in ihre Analysen: Dass zwischen *sex* und *gender* unterschieden werden muss, da geschlechtsspezifische Attribute und Rollen eher gesellschaftlichen Ursprungs seien als Ausfluss weiblicher oder männlicher Geschlechtszugehörigkeit.³² (Vgl. Dietze 2006: 47-50, Hof 2005: 11 f.) Mit dieser begrifflichen Trennung eröffnete sich für den Feminismus die Möglichkeit, so der Konsens in der Literatur, die Historizität und Variabilität von Weiblichkeits- und Männlichkeitsnormierungen sowie von sozialer Organisation der Geschlechterverhältnisse ins Blickfeld zu rücken (vgl. Hof 2005: 16, auch Becker-Schmidt/Knapp 2011, Wobbe 2005, Alsop et al. 2003, Haraway 2003). Denn:

„Wenn der Wert, der der geschlechtlichen Differenzierung beigegeben wird, nicht länger auf anthropologische, biologische oder psychologische Gegebenheiten zurückgeführt werden konnte, sondern von kulturellen Klassifikationen abhängig war, dann konnte auch die Beziehung der Geschlechter zueinander nicht länger als Ausdruck einer statischen, naturgegebenen Ordnung verstanden werden. Geschlechterbeziehungen sind ‚Repräsentationen von kulturellen Regelsystemen‘“ (Hof 2005: 13).

Fasst man mit Hof *gender* als kulturelle und damit gesellschaftliche und *sex* als biologische Klassifikation auf (vgl. ebd.: 12), dann steht *gender* für ein soziokulturell festgelegtes Ordnungsprinzip, das soziale Beziehungen regelt oder, wie es Theresa de Lauretis (1987) erklärt, für die Repräsentation des Individuums „in terms of a particular social relation which pre-exists the individual and

³¹ Dies ist die Erforschung von Menschen, die von Geburt an kein bestimmbares Geschlecht haben.

³² Für Donna Haraway (2003) aber beginnt die „[m]oderne feministische Deutungen von G[eschlecht] ... mit Simone DE BEAUVOIRS (1949/1990, 265) These, dass man »nicht als Frau geboren wird«.“ (Ebd.: 408, Großschreibung im Original) Außerdem forderten, so die Autorin weiter, die gesellschaftlichen Bedingungen der Nachkriegszeit das Nachdenken über Geschlecht, weil sie die Vorstellung Nahe legten, Frauen seien ein werdendes kollektives Sub-

is predicated on the *conceptual* and rigid (structural) opposition of the two biological sexes. This conceptual structure is what feminist social scientist have designated 'the-sex-gender-system'.³³ (Zitiert nach Hof 2005: 13, Hervorhebung im Original) Die dichotome und auf Oppositionsbildung beruhende Struktur des Ordnungsprinzip ist deshalb bedeutsam, als es in seiner „sozialen, kulturellen und politischen Realität als Mechanismus der Hierarchisierung“ (ebd.: 13) dient. Daher betont Hof, dass der Einsatz dieses wissenschaftlichen Instrumentariums für feministische Forscherinnen erstmals die Chance bot, „das Phänomen der Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu erfassen, ohne an den problematisch gewordenen Postulat einer gemeinsamen weiblichen Erfahrung oder einer universellen Unterdrückung von Frauen festzuhalten“. (Ebd.)

Die Geschlechtskonstruktion und ihre hierarchisierenden Auswirkungen werden noch behandelt. Ich werde aber zuvor auf etwas eingehen, was im letzten Zitat steckt. Dort nämlich kritisiert Hof die Frauenforschung, ein bis in die 1980er Jahre dominierender Zweig der feministischen Denkströmung, wegen ihrer Verallgemeinerungstendenz und vor allem, wie sie an anderer Stelle betont, wegen ihrer fehlenden Analyse von gesellschaftlichen Prozessen des Unterscheidens mitsamt der Oppositionsbildungen (vgl. ebd.: 8 ff.). Daher werde ich mit Regina Becker-Schmidt (2011) und Andrea Maihofer (2006) formulieren, warum eine Trennung des Feminismus in Frauen- und Geschlechterforschung geboten ist, sodann auf den Begriff des Geschlechts und der Macht in beiden Theoriesträngen eingehen. An dieser Stelle sei aber vorweggenommen, dass bei aller Unterschiedlichkeit der Ausarbeitung der Begriffe beide Forschungsrichtungen einen gemeinsamen kritischen Ausgangspunkt teilen, die Frage nämlich, wie die dominante Geschlechterordnung aus den Angeln zu heben ist.

jekt in der Geschichte (vgl. ebd.).

³³ Die analytische Figur des *Sex/Gender*-Systems stammt von der Anthropologin Gayle Rubin. Sie definiert es als „einen Satz von Ordnungen, nach denen das biologische Rohmaterial von Sex und Fortpflanzung durch soziale Intervention zu Gender geformt und nach bestimmten Regeln befriedigt wird, unabhängig davon, wie bizar्र mancher dieser Regeln sein mögen.“ (Dies. [1975] 2006: 77) Rubin fasst sie den Begriff neutral auf. Denn es zeige zunächst „die menschliche Fähigkeit und Notwendigkeit“ an, „eine geschlechtliche Welt zu schaffen“, daher sei das Wie seiner Formung immer „ein Produkt der spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse“; es könne hierarchisch oder egalitär sein und sich je nach Gesellschaftsformation ändern. Damit weist Rubin jegliche Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses zurück. (Vgl. ebd.: 78-92)

2.2.2 Exkurs: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung

Frauenforschung, so Becker-Schmidt (2011: 37), „konzentriert sich auf die Angehörigen der weiblichen Genus-Gruppe, um zum einen die Bedeutung ihrer Erfahrungen und ihres Wissens bei der Einrichtung von sozialen Räumen herauszuarbeiten und ihre Rolle in der Kulturgeschichte sowie der Wissenschaftsentwicklung wider allen Vergessens in Erinnerung zu bringen. Zum anderen deckt sie die Diskriminierungen auf, die Frauen zugemutet werden. Dabei berücksichtigt sie Unterschiede in den Lebenssituationen von Frauen, die auf Differenzen der sozialen und kulturellen Herkunft oder der Hautfarbe zurück zu führen sind.“³⁴ Geschlechterforschung dagegen nehme eine vergleichende Perspektive ein, bei der die männliche Genus-Gruppe der vorrangige Referenzpunkt von Aussagen über geschlechtliche Ungleichheitslagen sei (vgl. ebd.). Somit sei die Relationalität ein zentraler Gesichtspunkt der Geschlechterforschung und - als gesellschaftstheoretische Erweiterung - der Erforschung der Geschlechterverhältnisse (vgl. ebd.: 39). Nach Becker-Schmidt fehlt dieses Moment der sozialen Bezogenheit, der Relationalität, in der Frauenforschung. Sie nehme zwar Bezug auf das männliche Geschlecht, dennoch erscheine es als Gegenpart und Kontrast, als Machtfaktor und als Folie der Abgrenzung (vgl. ebd.: 37).

Im Gegensatz zu Becker-Schmidt, die beide Richtungen als ausdifferenzierte Facetten der feministischen Theoriebildung versteht (vgl. ebd.), verbindet Maihofer mit dem Übergang zur Geschlechterforschung eine paradigmatische Weiterentwicklung und Radikalisierung der Fragestellungen (vgl. dies. 2006: 64).³⁵ Eine Erweiterung der feministischen Erkenntnis ist ihrer Meinung nach schon deshalb gegeben, weil der Analyseschwerpunkt auf *beide* und nicht „auf *einem* der beiden Geschlechter [gelegt] und von diesem aus auf das andere bzw.

³⁴ Es besteht wohl Diskussionsbedarf, ob die Frauenforschung homogenisierend ist. Nimmt man den frauenzentrierten Differenzfeminismus poststrukturalistischer Provenienz als Beispiel, dann ist Becker-Schmidt beizupflichten und Hofs Kritik unbegründet. Er greift nämlich nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Frauen selbst auf, sondern auch innerhalb jeder einzelnen Frau (vgl. Braidotti 2011: 93, Kahlert 2010: 94).

³⁵ Maihofer bezieht sich auf Becker-Schmidts Analyse von 2000, die 2007 in einer überarbeiteten Fassung und 2011 mit Ergänzungen wieder erschien. Da Becker-Schmidt ihre Position nicht revidiert hat, verwende ich die 2011er Fassung.

auf das Verhältnis beider geschaut“ wird (Maihofer 2006: 69, Hervorhebung im Original). Das heißt, Geschlechterforschung wendet die soziale Wechselbezüglichkeit auf beide Geschlechter an und geht somit über die vergleichende Perspektive hinaus.³⁶ Das bedeutet wiederum, so kann die Wissenschaftlerin verstanden werden, dass Gegenstand des Interesses sozusagen die Bühne ist, auf der sich das reziproke Verhältnis abspielt. Ersetzt man den Begriff „Bühne“ durch „Geschlecht“, begreift man es ferner als ein Ordnungsprinzip, wovon Frauen wie Männer betroffen sind und das auch von ihnen „in Szene gesetzt“ wird, dann hat man den von ihr gemeinten Analyseschwerpunkt, und zwar die Erforschung des Geschlechtsbegriffs im Hinblick auf Modus, Stellenwert und Wirkung innerhalb einer Gesellschaft. (Vgl. ebd.: 66-73) Indem also der Fokus auf den Term selbst gelenkt wird, ist „eine Radikalisierung der mit der Frauenforschung aufkommenden Einsicht in die fundamentale Bedeutung von Geschlecht für die Erkenntnis der Gesellschaft“ (ebd.: 73) gegeben. Der patriarchakritische Impetus ginge dabei keineswegs verloren. Die Kritik ziele jetzt überhaupt auf Geschlecht als zentrales gesellschaftliches Organisations- und Herrschaftsprinzip. (Vgl. ebd.)

„Geschlecht“ in seiner Ordnungs- und Herrschaftsfunktion war und ist also ein zentraler Erkenntnisgegenstand des Feminismus. Und Frauen- und Geschlechterforschung sind, so schließe ich mich an Harders, Kahlert und Schindler, verschiedene „Strömungen geschlechtskategorialer Forschung“ (dies. 2006: 6). Der wesentliche und nicht zu unterschätzende Unterschied zwischen ihnen ist, in welcher Weise der Geschlechtsbegriff inhaltlich bestimmt und kontextualisiert wird. Vor diesem Hintergrund möchte ich die wichtigsten feministischen Grundpositionen entlang folgender Fragestellungen untersuchen: Was versteht man unter Geschlecht? Wie umfassend ist seine Ordnungs- und Herrschaftsfunktion, d.h. auf welchen gesellschaftlichen Ebenen ist es angesiedelt und ver-

³⁶ Das vermisst sie in Becker-Schmidts Definition der Geschlechterforschung (vgl. 2005.: 67 ff.). Deshalb gehöre die Geschlechterverhältnisforschung, zu deren wichtigsten Vertreterinnen im deutschsprachigen Raum Becker-Schmidt selbst zählt, zur erweiterten Frauenforschung. Denn sie betrachte das Verhältnis der Geschlechter fast ausschließlich aus der Perspektive der Frauen. Der Fokus bleibe auf Frauen, er werde weder auf beide Geschlechter gerichtet, noch werde das Geschlechterverhältnis wirklich als Wechselseitiges Verhältnis, also gleichwertig von beiden Seiten ausgehend, angesehen (vgl. ebd.: 67).

ursacht Hierarchien? Spielt Macht dabei eine Rolle? Wenn ja, was wird unter Macht verstanden? Fangen wir mit der Frauenforschung an und gehen über zur Geschlechterforschung.³⁷

³⁷ Im Folgenden wird die Männlichkeitsforschung trotz ihrer Thematisierung von Geschlecht ausgelassen; aus einem einfachen Grund: Der Bezugsrahmen meiner Arbeit ist der Feminismus. (Zur Männlichkeitsforschung siehe den informativen Überblicksartikel von Nikki Wedgwood und Reawyn W. (vormals Robert) Connell (2010).) Ich werde auch die Geschlechterverhältnisforschung, von der Becker-Schmidt spricht, auslassen. Ihre kapitalismus- und patriarchatskritische Analyseperspektive und ihr Verständnis von Geschlecht als Strukturkategorie sind im angelsächsischen materialistischen Feminismus angelegt. Hierauf werde ich noch eingehen. Zu Becker-Schmidts Geschlechtsbegriff siehe Brigitte Aulenbacher (2008).

3. Geschlecht und Macht in der Frauen- und Geschlechterforschung

Ein bedeutender Erkenntnisgewinn des Feminismus ist zweifelsohne der Verweis auf die Kontingenz der Geschlechterordnung. So einmütig dies auch vertreten wurde, so kontrovers wurde die Frage behandelt, welcher Stellenwert den Begriffen Körper und Geist respektive Natur und Kultur in Bezug auf Geschlecht zukommt. Diese Frage zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Debatte. Die Theoretisierung von Geschlecht kann man deshalb, wie Ina Kerner (2007: 5) überzeugend anmerkt, als eine „Geschichte von der schrittweisen (...) Entnaturalisierung der Kategorie Geschlecht“ interpretieren, d.h. als eine Hinwendung zu Ansätzen, in denen neben *gender* (sprich: Geist/Kultur) auch *sex* (sprich: Körper/Natur) als Resultat gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse gilt. Die folgenden Ausführungen werden diese begriffstheoretische Verschiebung veranschaulichen und den dazugehörigen Machtbegriff vorstellen.

3.1 Frauenforschung - gleichheits- und differenztheoretische Interpretationen von Geschlecht und Macht

Über weite Strecken der *Neueren Feministischen Forschung* war von einem Verständnis, in dem beide Begriffskomponenten, *sex* und *gender*, ganz im Gesellschaftlichen aufgehen, noch nicht die Rede. Ziel war es vielmehr, die Bedeutung des Einflussfaktors „Geschlecht“ in verschiedenen Zusammenhängen kritisch zu erörtern, um die Lebenssituation von Frauen sichtbar und damit auch als veränderbar zu begreifen (vgl. Becker-Schmidt 2011, Haraway 2003). Innerhalb dieses Diskussionsrahmens, der Frauenforschung, formierten sich verschiedene Strömungen, die sich - stark vereinfacht - darin unterschieden, ob der Ausgangspunkt zur Bestimmung von Geschlecht die Gleichheit oder Differenz zwischen Frauen und Männern ist (vgl. Kerner 2007: 8 f.), beziehungsweise, ob vorfindliche Unterscheidungen nach Geschlecht allein gesellschaftlich konstruierte Provenienz sind oder diese gerade deshalb entstehen, weil Frauen und Männer Unterschiedliche sind und es an Anerkennung derselben mangelt. Übertragen auf das *sex/gender*-Konzept heißt das: Lassen sich gesellschaftlich

vorherrschende Geschlechterdifferenzen mit *sex* oder besser mit *gender* analysieren? Beide Erklärungsmuster sind in der Frauenforschung anzutreffen, aber auch die Kritik am Dualismus von Biologischem und Gesellschaftlichem.³⁸ Und auch hier zeigt sich, dass je nach Auslegung des Geschlechtsbegriffs andere Nuancen des Machtbegriffs hervortreten.

Im Folgenden werden zunächst die Positionen ausgeleuchtet, die von der Geschlechtergleichheit ausgehen und als Grund für die Differenz „das gesellschaftliche Organisationsmodell und seine subjektivierenden Wirkungen“ (Kerner 2007: 8) anführen. Trotz dieser Gemeinsamkeit handelt es sich hier um eine facettenreiche theoretische Debatte, die ich nicht en detail nacherzählen werde. Ich werde aber in groben Zügen auf den Geschlechts- und Machtbegriff des liberalen, radikalen und materialistischen Feminismus eingehen.

Der Geschlechtsbegriff des liberalen Feminismus lässt sich vorzugsweise über seinen theoretischen Fokus auf Gleichheit und seinen Gegensatz Ungleichheit herausarbeiten. „Gleichheit“ meint hier in der Tradition der Aufklärung und des Liberalismus, dass der Mensch aufgrund der ihm von Natur aus gegebenen Vernunft und moralischen Handlungskompetenz zur Selbstbestimmung fähig ist. Folglich seien Frauen und Männer ursprünglich gleich bzw. alle Individuen besäßen das natürliche Recht auf Gleichheit als ein universelles Menschenrecht. Das fundiert die liberalfeministische Idee von der Geschlechtergleichheit. Entsprechend wird die geschlechtliche Ungleichheit als ein Menschenwerk oder noch genauer gesagt, als ein Produkt fehlender Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik konzeptualisiert, und als solches zur Entstehungsursache von *gender* erklärt. Die Frage nach dem Warum der fehlenden Chancengleichheit hingegen begründen Liberalfeministinnen mit dem kulturellen Artefakt „Patriarchat“ und „Sexismus“, ohne es aber genauer zu durchleuchten. Statt dessen weisen sie auf die vor allem sozialen und ökonomischen Folgen von Chancenungleichheit hin, im Falle von Frauen: ihre die individuellen und gesellschaftlichen Möglichkeiten - Wahloptionen - von Frauen begrenzende und so deren Ungleichheit gegenüber

³⁸ Die folgende Systematisierung ist an Rachel Alsop, Annette Fitzsimons und Kathleen Lennon (2009), Kerner (2007), Patricia Madoo Lengermann und Jill Niebrugge-Brantley (2004) und Frey (2003) angelehnt.

Männern zementierende Wirkung, was durch die geschlechtlich konnotierte Arbeitsteilung und die damit einhergehende dualistische und hierarchische Trennung der Gesellschaftssphären in Öffentlichkeit und Privatheit geschehe. Gerade deshalb halten sie die Umgestaltung der von sexistischen Stereotypen durchzogenen und Frauen bestimmte Identitäten und Eigenschaften sowie soziale Rollen und Positionen aufzwingenden, gesellschaftlichen Schlüsselbereiche wie Rechtsprechung, Arbeit, Familie, Bildung und Medien für unabdingbar. Mit anderen Worten: Für Liberalfeministinnen ist die ursprüngliche Geschlechtergleichheit hergestellt bzw. ihr normatives Ziel, die Gleichberechtigung qua Chancengleichheit, erreicht, wenn Frauen aufgrund ihres Geschlechts weder rechtlich noch wirtschaftlich oder sozial diskriminiert werden, sozusagen ihre formale und materiale Gleichstellung (durch den Staat) gewährleistet ist,³⁹ wenn also, in Patricia Madoo Lengermanns und Jill Niebrugge-Brantleys (2004: 319) Worten, „gender as an organizing principle in the distribution of social ‘goods’“ irrelevant wird und sich das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern ausgleicht. (Vgl. Tong 2009: 2, 21 ff., 28-37 und 48, Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 315-319 und 348, Hennessy 2003: 159 f., Maihofer 1998: 158 ff.) Denn Feministinnen dieser Denktradition definieren auch Macht als eine soziale Ressource, als ein soziales Gut also, woran es Frauen - so ihre These - aufgrund der traditionellen Arbeitsteilung mangele (vgl. Allen 1999: 8-11, auch Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 315). Daher sind sie davon überzeugt, dass, sollte es zur Chancengleichheit in der Verteilung der Arbeit kommen, das heißt, dass Frauen von der reproduktiven Arbeit entlastet werden, sich also Männer daran beteiligen (so z.B. Susan Moller Okin 1989, vgl. dazu Allen 1999: 9 f.), und Frauen sich in das Wirtschaftsleben integrieren,

³⁹ Rosemarie Tong (2009: 35) weist auch auf den staatskritischen Flügel des Liberalfeminismus hin, nach der die Intervention des Staates in Wirtschaft und Gesellschaft so gering wie möglich auszufallen und er seine Ordnungsmacht nur in Fragen der politischen und rechtlichen Freiheit des Bürgers einzusetzen habe (vgl. ebd. 35 ff.). Diese Position ist aber marginal. Dafür spricht Maihofers (1998) Analyse, die im liberal-feministischen Rechtsdiskurs eine Perspektivenerweiterung dahingehend feststellt, als zunehmend die Notwendigkeit gesehen worden wäre, neben reinen [formalen] Gleichheitsforderungen ergänzend auch so genannte kompensatorische [geschlechtsdifferenzierende materiale] Rechtsforderungen zu erheben wie Frauenfördermaßnahmen und Quoten oder Rechte nur für Frauen wie der Mutterschutz (vgl. ebd.: 164). An dieser Stelle ist anzumerken, dass Maihofer den Liberalfeminismus nicht bei Namen nennt. Ein Blick auf die von ihr verwendete Literatur macht aber deutlich, dass es sich beim Gleichheitsfeminismus auch um den Liberalfeminismus handelt.

sie also ebenso wie Männer in der Produktionssphäre präsent sind (so z.B. Betty Friedan 1963, vgl. dazu Tong 2009: 27 ff.), ein symmetrisches Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern möglich wäre. Eine paritätische Verteilung der Arbeit bringe nämlich eine ebenso paritätische Verteilung der sozialen Ressource „Macht“ mit sich. Dieses distributive Modell von Macht als ein Gut (vgl. Allen 1999: 8 ff), das Mann schon hat, weil er am öffentlichen Leben partizipiert, Frau aber noch nicht, weil sie auf das private Leben reduziert ist, impliziert aber nicht nur, dass das Machtproblem (zwischen den Geschlechtern) zu einer Frage der verwehrten Zugangschancen von Frauen in die Öffentlichkeit (bevorzugt in die Erwerbssphäre) erhoben wird, sondern führt logischerweise auch zu einer Anpassung an das, was sich schon als Macht etabliert hat.⁴⁰ Folglich kann die Auflösung von *gender* nur als Anpassung von Frauen an Männer, an das bereits existierende männliche Modell gedacht werden - das ist übrigens eine der zentralen Kritiken am Liberalfeminismus (vgl. Tong 2009: 40 ff. und 48, Kerner 2007: 8, Hennessy 2003: 160, 163).⁴¹

Vertreterinnen der radikalfeministischen Gleichheitsposition hingegen nehmen das männliche Modell selbst unter die Lupe und attestieren ihm tief greifende unterdrückerische Tendenzen. Denn für sie ist die Unterdrückung von Frauen als Frauen sowohl die bedeutendste Form der Unterdrückung überhaupt, als auch der eigentliche Grund für die Erzeugung von Geschlechterdifferenz und Geschlecht im Sinne *gender*. (Vgl. Tong 2009: 49, Hennessy 2009: 163, Amy 1999: 12 f.) Amy Allen bemerkt dazu, dass Radikalfeministinnen Geschlecht und Geschlechterdifferenz als „effects of dominance“ (dies. 1999: 12) auslegen; und Kerner charakterisiert deren Konzeption zur Beschreibung „unterschiedlicher Genderpositionen“ als „die Ausbeutung der Sexualität, genauer die patriarchale Kontrolle des weiblichen Körpers als Reproduktionsmittel und Lustobjekt sowie eine Sozialisation, die den Erfordernissen dieser Ausbeutung und Kontrolle gerecht wird.“ (Dies. 2007: 8) Beide Befunde sind bei Catherine MacKinnon, eine in diesem Theoriespektrum maßgebende marxistisch infor-

⁴⁰ Eine ausführliche Analyse von Macht als Ressource bietet Allen Amy (1999: 10 f.).

⁴¹ Der liberale Feminismus wurde beanstandet „not only for espousing a male ontology of self and an individualist politics but also for being only or mainly focused on the interests of white, middle-class, heterosexual women“, so Rosemarie Tong (2009: 43).

mierte Denkerin, zu finden (vgl. Tong 2009, Haraway 2003, Allen 1999).⁴² Sie schlüsselt das Thema „Geschlecht“ respektive „Geschlechterdifferenz“ über die soziale Konstituierung von Sexualität auf. Ihr zufolge ist „Sexualität (...) für den Feminismus, was Arbeit für den Marxismus ist: unmittelbar eigen, zugleich größte Beraubung (...). Sexualität ist der soziale Prozess, welcher das Begehrten hervorbringt, herausbildet, ausdrückt und ausrichtet und dabei die gesellschaftlichen Wesen schafft, die wir als Männer und Frauen erkennen, so ihre Beziehungen wiederum Gesellschaft schaffen (...). So wie die organisierte Enteignung der Arbeit einiger zum Nutzen anderer eine Klasse - Arbeiter - definiert, so definiert die organisierte Enteignung der Sexualität einiger zum Nutzen anderer das G[eschlecht] Frau.“ (MacKinnon 1982, zitiert in Haraway 2003: 414 f.) MacKinnons Konstruktion von Frauen „als Objekte fremden Begehrens“ (Haraway 2003: 415),⁴³ ja, von Sexualität, Geschlecht und Geschlechterdifferenz, die allesamt in hierarchischen und heteronormativen sozialen Beziehungen zwischen Frauen und Männern hergestellt werden (vgl. MacKinnon 1988, auch Tong 2009), geht auf eine im Radikalfeminismus gängige Idee von Macht als Herrschaftsverhältnis zurück, definierbar als ein „system of male domination and female subordination“ (Allen 1999: 11).⁴⁴ Gleiches gilt für einen anderen Begriff im Radikalfeminismus, den des Patriarchats, der zu einem Schlüsselbegriff erkoren wird. „Patriarchat“ wird hier verstanden als ein in gesellschaftlichen Normen, Institutionen und Praktiken anzutreffendes sowie zuvörderst die Körperlichkeit und das Selbst von Frauen betreffendes, männliches Herrschaftsprinzip „founded on a fundamental polarization between men and women in which men exploit women for their own interest.“ (Weedon 1999, zitiert in Alsop et al. 2009: 70, vgl. auch Tong 2009: 49, Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 323) Um dieses Herrschaftsverhältnis, das, wie bereits erwähnt, mit Macht und Geschlecht(er)ifferenz zusammenfällt (vgl. Allen 1999: 11-14), zu verdeutlichen, nutzen Radikalfeministinnen den

⁴² Tong (2009) unterteilt den Radikalfeminismus in zwei Gruppen und schlägt MacKinnon zum so genannten kulturellen Flügel desselben zu, was meines Erachtens falsch ist, zumindest dann, wenn man ihren Geschlechtsbegriff mit dem des kulturellen Feminismus vergleicht. Darauf werde ich später zurückkommen.

⁴³ Das bedeutet auch, so Donna Haraway die Radikalität von MacKinnons Position aufzeigend, dass sofern „Frauen ... nicht bloß ihrem Arbeitsprodukt entfremdet“, sondern Sexualobjekte sind, „sie nicht einmal der Möglichkeit nach historische Subjekte (sind).“ (Dies. 2003: 415)

Begriff der Gewalt und konzeptualisieren ihn auf zweifache Weise: einmal als direkte tätliche Gewalt gegen Frauen, sodann als indirekte Gewalt im Sinne von „whenever one group controls in its own interests the life chances, environments, actions, and perceptions of an other group, as men do women.“ (Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 323) Aufgrund dieser weit gefassten Bestimmung von Gewalt kann mit Lengermann und Niebrugge-Brantley festgehalten werden, dass im Radikalfeminismus „patriarchy rests ultimately on the practice of violence against women.“ (Ebd.: 324) Radikalfeministinnen setzen sich dementsprechend für die Beendigung von patriarchaler Gewalt durch eine spezifisch feministische Politik von Frauen für Frauen ein, wie etwa durch die so genannte Praxis der Bewusstseinsbildung (*consciousness-raising*), um sich seiner selbst als Frau bewusst zu werden und so unzulängliche patriarchale Repräsentationen - respektive Weiblichkeitsnormierungen - abzuwerfen, sowie durch die Bildung einer alle Frauen vereinenden Schwesternschaft (*sisterhood*), um sich der gegenseitigen Unterstützung, Anerkennung, Wertschätzung, Verteidigung usw. gewahr zu werden und so eine jenseits von Unterdrückung und Ausbeutung stehende weibliche Existenz fordern und führen zu können. Praktisch sind damit zwei Strategien verknüpft: die Schaffung autonomer sozialer Räume für Frauen und die kritische Auseinandersetzung mit patriarchaler Herrschaft (vgl. ebd., Alsop et al. 2009: 70).⁴⁵

Auch materialistische, genauer marxistische und sozialistische Feministinnen beziehen sich bei der Analyse von Geschlechterdifferenz bzw. sozialer Konstituierung von Geschlecht auf das Patriarchat als männliches Herrschaftsprinzip. Zugleich erweitern sie die im Radikalfeminismus formulierte, streng genommen subjektivistische, weil auf ein Verständnis von „women’s situation as the consequence of a direct power relationship between men and women“ (Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 319) beruhende Auslegung des Patriarchats, indem sie das Patriarchat in einen sozialen Strukturzusammenhang einbetten. Denn Feministinnen dieser Denkrichtung untersuchen, Lengermann und

⁴⁴ Zur Kritik des Begriffs von Macht als Herrschaft vgl. Allen 1999: 14-18.

⁴⁵ Obgleich die Vorschläge auf eine separatistische Politikstrategie hinauslaufen, waren Radikalfeministinnen auf der gesamtgesellschaftlichen Bühne nicht untätig. Die Juraprofessorin MacKinnon z.B. klagte in den USA der 1980er Jahre gegen die als Gewalt gegen Frauen verstandene Pornographie ein, mit teilweisem Erfolg (vgl. Tong 2009: 69). Rechtspolitische Forderun-

Niebrugge-Brantley (ebd.: 324) folgend, „how interests in domination are enacted through social structure, recurring and routinized large-scale arrangements of social relations which are always arrangements of power that have arisen out of history, that is, over time.“⁴⁶ Ihr Augenmerk gilt also dem gesellschaftlich organisierten System von Unterdrückung, den strukturellen Herrschaftsverhältnissen, die das Ergebnis von historisch gewachsenen asymmetrischen Machtbeziehungen zwischen sozialen Akteuren sind (vgl. auch ebd.: 327), die aber auch, so die Autorinnen nochmals, „patterns and is reproduced by the agency, the willful intentional actions, of the individual actors.“ (Ebd.) Um dieses von Individuen bewirkte, sie aber ebenso überschreitende Herrschaftsverhältnis analysieren zu können, fokussieren diese Feministinnen neben dem Patriarchat den Kapitalismus als zweites soziales Strukturmoment. Beide - Patriarchat und Kapitalismus als Herrschaftsstrukturen - erkennen sie den Geschlechtern unterschiedliche gesellschaftliche Positionen zuweisende Kraft zu. Und dies aus der kritischen Einsicht heraus, dass die traditionelle marxistische Sozialtheorie - obschon sie auf den Konnex von Ökonomie und Gesellschaft, ihrer kapitalistischen Strukturierung und sozialen Stratifikationseffekten in Richtung Klassengesellschaft hinweist und somit eine Verbindung zwischen kapitalistischen Besitz- und Produktionsverhältnissen und hierarchischen, sozialen Beziehungen herstellt, ja das historische Gewordensein sozialer Beziehungen und mithin der Geschlechterbeziehungen vor dem Hintergrund der ökonomischen Strukturierung der Gesellschaft thematisiert - zu kurz greift, wenn sie machtbesetzte asymmetrische Geschlechterbeziehungen bzw. die Unterdrückung der Frau lediglich aus dem Klassenkonflikt ableitet und dabei das Patriarchat zum Nebeneffekt der kapitalistischen Produktionsweise erklärt. (Vgl. Alsop et al. 2009: 68 f., Tong 2009: 96-106, Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 325f., Haraway 2003: 411 f., Haug 2003: 478 f). Im Gegenteil: Das Patri-

gen waren also keine alleinige Sache des Liberalfeminismus (siehe dazu Maihofer 1998).

⁴⁶ Lengermann und Niebrugge-Brantley (2004) beschreiben damit den sozialistischen Feminismus und die feministische Intersektionalitätstheorie (vgl. ebd.: 319). Schließt man sich aber der Lesart von Alsop et al. (2009) an, so gelten die darin gemachten Aussagen auch für den marxistischen Feminismus. Sie schreiben: „[M]aterialist theories ... stress the structural features of the social world which ensure that women and men are fitted into distinct pathway within the society, and emphasize the concrete social relations“ (ebd.: 65, vgl. auch S. 67 ff.). Und fügen hinzu: „For materialist these structures are the system of power and control which give rise to sets of social relations.“ (ebd.: 67)

archat sei, so Rachel Alsop et al. (2009: 72) zum marxistischen Feminismus, eine davon unabhängige „ideological and psychological structure“, das heißt, die gesellschaftliche Position von Frauen sei die Folge „of the ideas that were current about women and men, and actual men’s and women’s internalization of these ideas“ (vgl. dazu auch Haraway 2003: 412). Marxistische Feministinnen analysieren von hier aus „the way in which these ideological factors related to other structures in society, primary its capitalist organization.“ (Alsop et al. 2009: 72) Zu den Manifestationen des patriarchalen Ideologiesystems im Kapitalismus zählen sie vor allem die Schlechterbezahlung von Frauenarbeit im Verhältnis zur Männerarbeit, die Eingliederung von Frauen in ‚Frauenberufe‘ und ‚Frauenbranchen‘ mit vergleichsweise geringerem sozialen Prestige und geringerer Entlohnung, die Nichtbewertung der weitgehend von Frauen geleisteten, gesellschaftlich notwendigen Reproduktionsarbeit als Bestandteil des Mehrwerts⁴⁷ bzw. der Erwerbsarbeit und die Entstehung von Klassen- und damit Interessenunterschieden zwischen Frauen (vgl. ebd.: 69, auch Tong 2009: 108 f.). Trotz dieser sublimen Beiträge bewegt sich der marxistische Feminismus, so die zentrale sozialistisch-feministische Kritik, noch innerhalb der herkömmlichen Kapitalismusanalyse. Er berücksichtige zwar die Karl Marxsche und Friedrich Engelssche These vom Zusammenhang zwischen der Erzeugung von materiellen Leben und der Erzeugung von Menschen selbst, entfalte aber keine kritische Analyse derselben (vgl. Alsop et al. 2009: 68 ff., 72). In dieser, dem *Historischen Materialismus*⁴⁸ geschuldeten These werden nämlich alle geistigen und sozialen Erscheinungen aus dem Materiellen gefolgt, d.h. über

⁴⁷ Darin äußert sich der Wert der Arbeitskraft, welcher der Marxschen Lehre nach „bestimmt wird durch die Kosten zur Wiederherstellung (Reproduktion) der eigenen Arbeitskraft und ... Nachkommen“, und auch „niedriger (ist) als der Wert der jeweiligen Produkte, die die Arbeitskräfte im direkten Produktionsprozess in Kombination mit den Produktionsmitteln ... erzeugen. Die Differenz zwischen dem Wert des Produkts und demjenigen der Arbeitskraft ist der Mehrwert ... Indem der Kapitalist sich diesen Wert aneignet, beutet er die Arbeitskräfte aus.“ (Esser 2002: 519)

⁴⁸ Diese von Karl Marx und Friedrich Engels entworfene Lehre über die allgemeinen Entwicklungsgesetze der Gesellschaft ist „materialistisch, weil sie die Priorität einer von Menschen unabhängigen Natur anerkennt und als Ausgangspunkt der Analyse die jeweils materiell existierenden Lebensbedingungen wählt; sie ist historisch, weil der wirklich stattfindende Produktionsprozess als geschichtlich und gesellschaftlich hergestellter mit dem Ergebnis jeweils unterschiedlicher Gesellschaftsformationen begriffen wird; sie ist sozial und humanistisch, weil jeweils ein Ensemble bereits vergesellschafteter, praktisch tätiger Menschen auf der Basis vorgefundener oder überliefelter Umstände ihre eigene Geschichte machen“, so die Definition des *Historischen Materialismus* von Josef Esser (2002: 324).

die materiellen Bedingungen des menschlichen Lebens erklärt (vgl. Lengermann/Niebrugge-Brantley 2004: 327). Daher bilden die marxistisch-feministischen Erkenntnisse, so Lengermanns und Niebrugge-Brantleys (2004: 325) kritisches Resümee, keine „theory of gender oppression“, sondern „a more muted statement of gender inequality as women’s concerns were grafted onto, rather than equal partners in, the critique of class oppression.“ Das heißt aber auch, dass der marxistische Feminismus Frauenunterdrückung tendenziell mit dem sozialen Strukturmoment „Klasse“ als „Geschlecht“, den Geschlechtsbegriff selbst mit dem Patriarchalismus als Kapitalismus erklärt (vgl. Alsop et al. 2009: 69 f., Tong 2009: 106). Sozialistische Feministinnen wollen genau dies vermeiden, indem sie auf eine gleichrangige Betrachtung beider Elemente hinarbeiten. Ihnen geht es um die Synthese von, Lengermann und Niebrugge-Brantley (2004: 324) folgend, „dual knowledges - knowledge of oppression under capitalism and of oppression under patriarchy - into a unified explanation of all forms of social oppression.“ Dazu gehört insbesondere die These von Heidi Hartmann, einer bekannten Theoretikerin von „dual system materialism“ (Nicholson 1997: 94, vgl. auch Haug 2003: 479), wonach das Patriarchat ein „materielles System“ (Haraway 2003: 412) ist, verstehtbar als „a set of social relations between men, which have a material base, and which, though hierarchical, establish or create interdependence and solidarity among men that enable them to dominate women.“ (Hartmann 1997: 101)⁴⁹ Dass das Patriarchat eigene Weisen sozialer Beziehungen herstellt, begründet Hartmann mit der geschlechtlichen Arbeitsteilung, was die materielle Basis des Patriarchats bilde und die männliche Kontrolle über die weibliche Arbeitskraft sichere (vgl. ebd.: 103, auch Haraway 2003: 412). Dass es mit dem Kapitalismus ein Bündnis eingegangen ist, begründet sie mit der im 19. Jahrhundert entstandenen Idee von *family wage*⁵⁰ als Eckpfeiler der geschlechtlichen Arbeitsteilung, was sozusagen mittels der Hausfrauialisierung von Frauen und Maskulinisierung von Erwerbsar-

⁴⁹ Heidi Hartmanns Essay „The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism“ (1997) erschien mit Amy B. Bridges als Koautorin erstmals 1975, sodann von ihr selbst in überarbeiteter Fassung 1979. Ich verwende die 1997er Fassung, da es keine substantiellen Unterschiede zur älteren enthält.

⁵⁰ Das ist das Einkommen von Arbeitern, das als Hauptbeitrag zum Familienunterhalt postuliert worden wäre und sich durch ‚Restriktionen‘ (z.B. Arbeitsschutzmaßnahmen) gegen Arbeiterinnen und auch arbeitende Kinder habe etablieren können (vgl. Hartmann 1997: 105 ff.).

beit zur Einkommenssteigerung von männlichen Arbeitskräften und damit zu ihrer Voranstellung auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie geführt habe, was aber auch vom Kapital flankiert worden wäre, da es so weibliche Arbeitskräfte zu schlechteren materiellen Bedingungen ins Wirtschaftsgeschehen einbinden und über die Reproduktionsarbeit von Frauen auf qualifizierte (männliche) Arbeitskräfte habe zurückgreifen können, ohne sich an den Kosten zu beteiligen (vgl. Hartmann 1997: 104-111, auch Nicholson 1997: 94). Und dass dieses Ausbeutungsbündnis das soziale Geschlecht bewirkt, begründet sie mit der „strict division of labor by sex“, was ihrer Ansicht nach „creates two very separate genders and a need for men and women to get together for economic reasons“ (Hartmann 1997: 102). Sie folgert daraus die heterosexuelle Norm sowie die Festigung der biologischen Reproduktion, der Minderbewertung von Frauenarbeit, der Heirat als eine materielle Notwendigkeit für Frauen, der Bildung von geschlechtsspezifischen Subkulturen und Wirtschaftsfeldern (vgl. ebd., und 108 f.), kurz: „How people meet their sexual needs, how they reproduce, how they inculcate social norms in new generations, how they learn gender, how it feels to be a men or women“ (ebd.: 102) ist laut Hartmann Folge des patriarchal-kapitalistischen *sex-gender-Systems*⁵¹ (vgl. ebd.: 102 f., auch Haraway 2003: 412, Nicholson 1997: 94). Gegen dieses durch die geschlechtliche Arbeitsteilung gesellschaftlich überformte Sein von Frauen und gegen die geschlechtlich überformte Struktur der Gesellschaft schlägt die Autorin eine doppelte Politikstrategie vor: erstens, den gemeinsam mit Männern zu führenden Kampf für den Sozialismus in Angriff zu nehmen, wobei Frauen via eigenständiger Organisationen eine eigene Machtbasis und Allianzen bilden sollten, um ihre unmittelbaren Interessen, die aus der andauernden Unterdrückung erwachsen, und ihre Befreiung, die nur sie selbst leisten könnten, nicht aus den Augen zu verlieren. Und zweitens die aus der geschlechtlichen Arbeitsteilung innerhalb des Kapitalismus gewonnenen Erkenntnisse als Grundlage für eine nicht hierarchische und patriarchale Gesellschaft zu nehmen, als da wäre: das Wissen um die menschliche Abhängigkeit und seiner Bedürfnisse (vgl. Hartmann: 113 f.).⁵²

⁵¹ Hartmann beruft sich auf Rubins *sex-gender*-System (vgl. Fußnote 33 dieser Arbeit).

⁵² Folgt man Lengermanns und Niebrugge-Brantleys Angaben zu jüngeren Ansätzen dieser

Nun möchte ich den frauenzentrierten Differenzfeminismus behandeln. Ich hatte ja bereits argumentiert, dass hier mit dem Begriff der Verschiedenheit gearbeitet wird. Wie er aber im Einzelnen verstanden wird, beziehungsweise, um bei unserem Thema zu bleiben, wie der Begriff des Geschlechts entworfen wird, darüber besteht keine Einigkeit. Gewisse Übereinstimmungen lassen sich dennoch feststellen, und zwar, dass der biologische Dimorphismus, die Zweigeschlechtlichkeit, eine Grundlage für das Frau- bzw. Mann-Sein ist und asymmetrische Geschlechterverhältnisse mit der Abwertung des Weiblichen einhergehen. Nachfolgend seien exemplarisch zwei Ansätze vorgestellt, in denen die genannten Gemeinsamkeiten auf je unterschiedliche Weise beantwortet und im Hinblick auf den Machtbegriff auch je unterschiedliche Schlussfolgerungen gezogen werden. Die Rede ist vom gynozentrischen⁵³ und sexuellen Differenzansatz.

Der gynozentrische Differenzansatz ist im angelsächsischen Raum als *cultural feminism* bekannt. Er ist eine Spielart des Radikalfeminismus und teilt die dort eingenommene Sicht auf das Patriarchat als männliches Herrschaftsprinzip und wesentliches Unterdrückungsmoment. Einen anderen Akzent setzt er insofern, als er eine spezifisch weibliche Geschlechtsidentität (*gender*) postuliert. Diese Geschlechtsidentität resultiert, so die Idee, aus der weiblichen Körperllichkeit, vor allem der Gebärfähigkeit und den damit einhergehenden reproduktiven Aufgaben. Mehr noch: Der weibliche Körper fungiert hier als Auslöser für Eigenschaften wie etwa Fürsorge- und Empathiefähigkeit, Beziehungsoffenheit und Kooperationsbereitschaft sowie Friedfertigkeit und Naturverbundenheit. Damit sind, so eine weitere Idee, originär weibliche Werte und Macht verbunden, die gegenüber dem Männlichen positiv (oder ihm zumindest gleich-

Denktradition (vgl. dies. 2004: 327), so ist Hartmanns Forderung nach politischem Systemwechsel nicht *en voque*. Lässt man aber das beiseite, dann ist ihre Analyse exemplarisch für eine nach wie vor geführte feministische Debatte um einen Arbeitsbegriff, der den Lebenszusammenhang von Frauen erfassen kann (siehe z.B. Soiland 2010).

⁵³ Der Term „gynozentrisch“ ist – soweit mir bekannt – von Iris Marion Young (1989). Ihr zu folge ist das Merkmal des Gynozentrismus der Fokus auf den weiblichen Körper und die traditionell weiblichen Aufgaben (vgl. ebd.: 47). Darunter subsumiert sie aber auch den sexuellen Differenzansatz, der meines Erachtens dem erst genannten diametral entgegensteht. Daher werde ich nur jenen Feminismus gynozentrisch bezeichnen, bei dem das Biologische (*sex*) im Zentrum des Interesse steht.

gestellt) und aufgrund dessen aufzuwerten sind. Denn gerade ihre kulturelle Anerkennung und gesellschaftliche Verbreitung trage zur Überwindung der patriarchalen Verhältnisse bei. (Vgl. Tong 2009, Kerner 2007, Wolff 2007, Young 1989) Wie aber eine dies fördernde feministische Politikstrategie aussehen könnte, sehe ich in der Literatur keinen eindeutigen Standpunkt. Marilyn French zum Beispiel, eine für diese Denkrichtung repräsentative US-amerikanische Feministin (vgl. Tong 2009: 56-59), bespricht das Für und Wider radikalfeministischer Separations- und liberalfeministischer Integrationsbestrebungen sowie auch Politiken von Frauenorganisationen ohne feministische Ambitionen (vgl. dies. 1985: 446-484), um zu der Feststellung zu gelangen, dass „[t]here is no clear way to realize feminist ideals; every way in some measure participates in, and therefore upholds, this society.“ (Ebd.: 485)

Bleiben wir bei French und sehen uns ihren Geschlechts- und Machtbegriff an. Sie fächert ihren auf sozialanthropologischen und ethnologischen Forschungsergebnissen basierenden Ansatz bis in die jüngste Vergangenheit hinein und quer durch die Ideengeschichte des Westens auf. Dabei stellt sie einen Gedanken heraus und leitet sodann alles weitere davon ab, und dieser lautet: „Central to our value system is the way we conceive of sex and power (both power-to, ability, and power-over, domination).“ (Dies. 1994:15) Damit möchte sie den folgenden Zusammenhang aufdecken, dass, so sehr unser kulturelles Wertesystem und samt der ihm inhärenten Zielvorstellungen und Leitlinien gesellschaftlicher Natur sein mögen, so sehr werde mit dem Mantel der Natürlichkeit sein patriarchales Fundament, das auf bestimmte Vorstellungsweisen von Geschlecht und Macht beruht, bedeckt. Für French ist es geradezu evident, dass die patriarchale Überhöhung des Männlichen und sein Machtverständnis, was sich als Herrschaft und Kontrolle ausnehme, quer zur natürlichen Ordnung steht (vgl. ebd.: 15 f., 24). Denn die Natur habe Frauen eine „powerful social role“ (ebd.: 15) verliehen, sie seien ja diejenigen, die „conceive, bear children and feed them from their bodies, and have always taken responsibility for maintaining them - that is, maintaining the entire human race.“ (Ebd.) Deshalb: nicht Frauen, sondern Männer hätten aufgrund ihrer nicht direkt wahrnehmbaren regenerativen Rolle einer kulturellen Identitäts- und Machtkonstruktion bedurft (vgl. ebd.: 15 f.); nicht weibliche, sondern männliche Identität und Macht sind -

und das ist die Quintessenz ihrer Idee - eine aus Mangel heraufbeschworene und über das Beherrschenden-Wollen der Natur und mithin der Frau „erkaufte“ Identität und Macht. (Vgl. ebd.: 20-33, vgl. auch Tong 2009: 57) Sie konstatiert:

„Yet the basis for the male drive to power is precisely female generative abilities. Prevented possessing such powers, males, once they understood their part in procreation, set about controlling them. Unable to claim the powers of nature, they asserted a power that was superior to nature, transcendent. Male defined themselves as the controllers, and continue to do so. But a identity based by control can be demonstrated only by creating a class of people forbidden to control. By depriving women (and other degraded classes) of the means of control - money, status, legal rights, education - and placing women under male control, men have been able to create an appearance of possessing power by nature, as women possess their powers by nature.“ (Dies. 1985: 262)

Die von Herrschaft und Kontrolle begleitete männliche Macht ist also, um French nochmals zu zitieren, „flung in the face of nature, not given of it. Male power is self-proclaimed, based in the world; thus it can be realized only symbolically. On this shaky foundation rests what we call civilization.“ (Dies. 1994: 16) French kontrastiert diese „künstliche“, mit der „natürlichen“, Tong zufolge, „feminine version of power over others [which] she labeled ‚power-to‘ do for others.“ (Tong 2009: 58 f., Hervorhebung im Original) Letztere äußert sich nicht „as the desire to destroy (power over others) but as the desire to create (power to do for others).“ (Ebd.: 59, vgl. auch French 1994: 26, 17 ff. und 1985: 504-512) Weibliche Macht ist demnach eine schöpferische Fähigkeit, die sich an ihrem Gegenüber orientiert und in der Beziehung zu ihm materialisiert (vgl. Frech 1994: 32). Und nicht Herrschaft und Kontrolle ist ihr Fluchtpunkt, sondern der Aufbau einer „morality that can foster human well-being [and] (...) human needs“ (ebd.: 33).

Frenchs Machtkonzept stellt sich im Einzelnen so dar: Macht im Sinne von *power-to* ist „a process, a dynamic interaction“ (ebd. 1985: 509) und zugleich „a personal attribute“ (ebd.: 505), das dem Individuum als Vermögen (*ability*) bzw. Kraft (*energy*) eigen ist (vgl. ebd.). Macht ist folglich eine rationale und subjektimmanente Größe, die sich in der Beziehung zum und durch den/die Anderen zeigt. Obgleich Macht als personales Potential von anderen gesehen, genährt und eingeräumt werden muss, nichts Substanzielles ist, nichts,

das man einfach besitzen kann, so French (vgl. auch ebd.: 508 f.), haben Menschen dennoch Macht, weil „to have power“ gleichbedeutend sei mit „to have entry to a network of relationship“ (ebd.: 509). Und Menschen haben nicht nur Macht, sie wenden sie auch an als „the capacity to influence, alter, affect the lives of those around us. And until all of us use our power in the public world, it will continue to be dominated by those who are driven to domination, rather than by those who wish to use power as a means to non-controlling well-being.“ (Ebd.: 544) Diese dualistische Gegenüberstellung von Macht beiseite gelassen, kommt es French also immer auf die Art der Intention an, die Macht auszeichnet. Das schält sich bei ihr in der Diskussion zweier Begriffe heraus, Autorität und Zwang nämlich: „There are two forms of authority: noncoercive authority and authority that masks might or force. Noncoercive authority exists when some possesses a special skill or knowledge which is useful to others. People consult the authority but are not required to comply with his / her advice.“ (Ebd.: 506) Ob also Macht ansprechend ist, um bei ihrem Ansatz zu bleiben, ob sie sich dazu eignet, eine Werteordnung zu schaffen, in der Humanität⁵⁴ im Vordergrund steht (vgl. ebd.: 536), hängt von der Abwesenheit von Zwang (negative Freiheit) und der Möglichkeit des Individuums zur Negation (positive Freiheit) ab: Zwangsfreie Autorität legitimiert sich durch Anerkennung; zwangbehaftete Autorität hingegen kreist um die Unterordnung des Anderen. Genau hier scheidet sich für French *power-to* (Macht zu) von *power-over* (Macht über), weibliche Macht von männlicher Macht also. Letztere konzipiert sie als ein auf Kontrolle gerichtetes, soziales Über- und Unterordnungsverhältnis (vgl. ebd.: 505 f.).⁵⁵ Und Kontrolle läuft für sie entweder auf Ausmerzung (*eradication*) oder Zähmung (*domestication*) hinaus. Denn während Ausmerzung „means, simply, murdering people“, sei Zähmung via „imprisonment, punishment, intimidation, religious or moral education“ die effizientere Kontrollmethode, „since it brings the will of the populace into line with that of the dominator“

⁵⁴ Humanität als Wertebasis ist bei French leicht lokalisierbar: Es ist die günstigenfalls von allen Menschen gemachte vor- und nachgeburtliche Liebeserfahrung „of being shared with, nurtured, cared for“ (dies. 1985: 536).

⁵⁵ French beruft sich bei der Bestimmung dieses Machtverständnisses auf die Soziologen Bertrand Russel und Talcott Parsons (vgl. dies. 1985: 505). Ich werde deren Machtbegriff nicht behandeln, weil French ihn nach einem Schema interpretiert, das dem Machtbegriff von Max Weber unterlegt ist. Auf Weber komme ich später zurück.

(ebd.). Dennoch, so French, werde *power-over* aufgrund der Unmöglichkeit absoluter Kontrolle auf Widerstand stoßen (vgl. ebd.: 508), sprich: Es gibt strukturelle Grenzen der männlichen Macht. Außerdem sei sie dem Individuum nicht zuträglich: „costly to those who exercise it as well as to those over whom is exercised. It is not pleasant, requiring the sacrifice of most felicities and unremitting tedious effort to maintain it. And at its peak, it does not bring rewards it is believed to convey.“ (Ebd.: 510). Deshalb meint French auch, dass „[i]f we want a different future, (...) [t]he starting place is within the self, in an investigation of our needs and desires, a reconsideration of what gives us pleasure, what makes living seem desirable; and of our pursuit of power or control. The goal (...) is not eschew domination (...) but to find ways to thread such drives through our lives so that they produce pleasure rather than misery, disconnection, and the ill will of others. The goal is not the impossible but the possible, (...) not transcendence but felicity.“ (Ebd.: 543) Dass dieses Ziel eine von patriarchaler Kultur und Wertesystem freie Welt ist, sollte nach dem bisher Geschriebenen selbstredend sein. Dass French aber alle Karten auf das Individuum setzt, ist befremdlich. So bleibt es ihr Geheimnis, wie die Lücke zwischen Individuum und Gesellschaft zu schließen wäre.

Kommen wir nun zum zweiten Ansatz, dem sexuellen Differenzansatz. Eine patriarchatsfreie Gesellschaft wird auch hier bezweckt mit dem Unterschied, dass Anhängerinnen dieses Ansatzes ihren Schwerpunkt auf das gesellschaftliche Deutungssystem legen, auf die symbolische Ordnung also, und es für die Gesellschaftsordnung als elementar einschätzen.⁵⁶ Dabei verzichten sie auf jedwede naturalistisch-biologistische Argumentationsstrategie. Entsprechend sehen sie die symbolische Ordnung als eine qua Sprache konstruierte und die gesellschaftliche Realität konstruierende Dimension an. Die symbolische Ordnung gibt vor, so die Idee, welche Deutung und Bedeutsamkeit allem, was uns umgibt, verliehen wird; sie ist quasi die Brille, mit der wir die Welt wahrnehmen. Bestimmte Deutungs- und Wertungsmuster betreffen auch die Geschlechterordnung. Von welcher Art sie sind, das genau ist das Thema der Differenzfeministinnen. In diesem Analyserahmen untersuchen sie die identitätslo-

⁵⁶ Ida Dominijanni (2008), eine Vertreterin des italienischen Differenzfeminismus, spricht sogar „von der Korrespondenz zwischen symbolischer und gesellschaftlicher Ordnung“ (ebd.: 153).

gischen Prämissen, nach der Geschlechterdifferenzen ausgelegt und bewertet werden. Ihr Ziel ist es, eine symbolische Ordnung der Geschlechter zu etablieren, in der das wieder aufscheint, was sie im abendländischen Denken als systematisch verdrängt ansehen, die weibliche Subjektivität nämlich. Diesbezüglich stellen sie fest, dass Frauen in der Konstituierung des Subjekts die Position des vom Subjekt markierten Objekts einnehmen ohne Selbst zu sein, ohne also einen eigenen Subjektstatus innezuhaben. Frauen seien das „Andere des Selben“, die Projektion männlicher Subjektivität, eines - wie schon Sturm (2003) geschrieben hatte - männlich beständigen, abgeschlossenen und selbstgewissen Subjekts. Ebenso wenig seien sie sprachlich repräsentiert, weil man in der Sprache - verstanden als ein entscheidendes Strukturmoment der Subjektwerdung - auf die gleiche Einheitslogik stoße. Danach werde der Selbe zum universalen Bezugspunkt gesetzt und der Andere zwar benannt, aber durch seine maskuline Bestimmung doch nur verschwiegen und so ausgeschlossen und herabgesetzt. Der in der Subjektwerdung und ihrer sprachlichen Signifikation - eigentlich umgekehrt - eingeschriebene asymmetrische Modus binärer Entgegensetzungen indes diene, so die Kritik weiter, zur Stabilisierung und Aufrechterhaltung der patriarchalen Ordnung des Männlichen, welche an dem Mann, noch präziser, an der zentralen Metapher des Männlichen, dem Phallus also, als strukturierendes Element ausgerichtet sei und weder die Differenz noch die Zweihheit der Geschlechter kenne, mit einem Wort: das abendländische System symbolischer Repräsentation der Geschlechter sei phallogozentrisch⁵⁷. Es generiere hierarchische Oppositionen und sei insofern ein Moment der Macht. In einem solchen nur auf das Männliche geeichten und sich als unumstößliche natürliche Tatsache ausgebenden Deutungssystem stellt die Frau, um mit Judith Butlers (1991: 32) Abwandlung der Hegelschen Dialektik zu sprechen und die Kritik zu pointieren, das Geschlecht dar, das „aufgehoben“, aber nicht bewahrt“ ist. Genau um das Bewahren der weiblichen Subjektivität im sprachlich

⁵⁷ Eine die Kritik des sexuellen Differenzansatzes aufzeigende bündige Interpretation von Phallogozentrismus liefert Rosi Braidotti. Der Begriff beziehe sich, so die Autorin (2011: 96), „to the fact that, in the West, thinking and being coincide in such a way as to make consciousness coextensive with subjectivity: this is the logocentric trend. It also refers, however, to the persistent habit of alluding to subjectivity, as to all other key attributes of the thinking subject, in terms of masculinity or abstract virility (phallogentrism). The sum of the two results in the unpronounceable but highly effective phallogocentrism. It posits the masculine as a self-regulating

vermittelten Bedeutungssystem bzw. in der diskursiv konstruierten symbolischen Geschlechterordnung geht es dieser poststrukturalistisch anmutenden Variante des Feminismus aus Frankreich und Italien.⁵⁸ (Vgl. Braidotti 2011: 90-98, Drygala/Günter 2010: 81-86, Minsky 2009: 54 ff. Dominijanni 2008: 148-156, Kahlert 1999: 85, Kahlert 1996: 32-42)

Was aber ist weibliche Subjektivität, was Geschlecht? Eine Antwort hierauf gibt der in diesem Ansatz verwendete Schlüsselbegriff „sexuelle Differenz“, welcher ein vom Subjekt unabhängiges und doch von ihm gestaltetes Theorem ist. Diese auf den ersten Blick paradox erscheinende Begriffsbestimmung wird plausibel, wenn man sie unter Rückgriff auf Ida Dominijannis Wendung „Man wird als Frau geboren, der Unterschied wird gemacht“⁵⁹ (dies. 2008: 151) rekonstruiert und die darin enthaltene Doppelperspektive von Struktur- und Handlungstheorie mitberücksichtigt (vgl. Kahlert 1999: 87). Die sexuelle Differenz ist, um diesen Konnex mit Heike Kahlert zu konkretisieren, „zugeleich deterministisch und konstruktivistisch: indem sie den einzelnen Subjekten vorangeht, bestimmt sie deren Subjektgenese, zugleich ist sie eine Realität, die die Subjekte täglich neu erschaffen, indem sie sich als Frauen und Männer zu erkennen geben und sich gegenseitig innerhalb der herrschenden zweigeschlechtlichen Ordnung identifizieren.“ (Ebd., im Original mit Hervorhebung)⁶⁰

rational agency and the feminine ‘Other’ as a site of disorder and devaluation.“

⁵⁸ Wenn man mit Stefan Münker und Alexander Roesler (2000) davon ausgeht, dass das „Plädoyer für die Differenz“ (ebd.: X) ein wesentlicher Moment des Poststrukturalismus ist, hier die „Skepsis gegenüber jeglichen – politischen wie philosophischen – Formen totalitärer Systeme und ihren absoluten Wahrheitsansprüchen“ (ebd.: XII) vorherrscht, so ist der sexuelle Differenzansatz diesem Theoriespektrum zugehörig. Dies wird aber von Dominijanni insofern relativiert, als sie auf die Bedeutung des geschlechtlichen Körpers im Prozess der Subjektwerdung beharrt und die poststrukturalistische Ausklammerung derselben kritisiert (vgl. dies. 2008: 158 f.). Gleichwohl weist sie an mehreren Stellen ihres Aufsatzes auf die intellektuelle Nähe des sexuellen Differenzansatzes zum Poststrukturalismus hin. Derselben Meinung sind auch Braidotti (2011: 92 f.) und Kahlert (1999: 83 f.).

⁵⁹ Das ist die Umkehrung des prominenten Satzes von Simone de Beauvoir, „Man wird nicht als Frau geboren, man wird zur Frau gemacht“.

⁶⁰ Kahlert stellt in ihrem Aufsatz den italienischen Differenzansatz vor. Aber, soweit ich sehe und in ihrem Werk von 1996 ausführlich dargelegt, gibt es nicht nur eine Geistes-, sondern auch Abstammungsbeziehung zwischen dem italienischen und französischen Differenzfeminismus, vor allem eine rege Rezeption der Werke der französischen Denkerin Luce Irigaray (Kahlert 1996: 14). (Den Ausdruck „Verwandtschafts-, Abstammungsbeziehung habe ich von Dominijanni (vgl. dies. 2008: 159, Fußnote 45).) Die italienische Theoretikerin Dominijanni z.B. entlehnt ihre Argumente nicht nur, aber an entscheidenden Stellen – die Kritik des patriarchalen Symbolsystems und Entwurf der weiblichen Subjektivität – mit Irigaray. Gleches gilt für die australisch-italienische Feministin Braidotti (2011, 1998). Ich werde deshalb vorwiegend mit den genannten Wissenschaftlerinnen argumentieren und Irigarays – zugegebenermaßen recht

Determiniert ist der Begriff insofern, als er als „eine immer schon den Subjekten vorgängige Unterscheidung in der symbolischen Ordnung“ (ebd.) gilt. Damit ist die sprachlich vermittelte Unterscheidung gemeint, die sich die sexuelle Differenz, die Zweigeschlechtlichkeit, zum Markierungspunkt nimmt und Subjektivität daran knüpft (vgl. Kahlert 1996: 64 ff.). Hier wird im Anschluss an das poststrukturalistische Sprachverständnis die Idee artikuliert, dass Sprache nicht verstanden werden sollte „as a tool of communication, following the humanistic tradition. It rather is defined as a key sociosymbolic institution: it is the side or location where subjectivity gets constructed. In order to obtain access to language, however, one has to take up position on either side of the great masculine/feminine divide. The subject is sexed, or s/he is not at all.“ (Braidotti 2011: 97) - Dominijanni drückt dies im ersten Teil ihrer Wendung aus. Mit dieser Bestimmung wird jedenfalls keine Aussage darüber getroffen, was „Frau“ respektive weibliche Subjektivität - Subjektivität überhaupt - inhaltlich kennzeichnet. Anders formuliert: Dass man als „Frau“ geboren wird, ist festgelegt, wie aber „Frau“ ist, was also ihre Identität ausmacht, bleibt offen. Dominijanni schreibt folgendes dazu:

„‘Frau’ ist (...) der in der Sprache des anderen bestimmte - unbestimmte - Name des Geschlechts, die Differenz entwickelt sich, wenn der Name ausgehend von sich selbst neu bestimmt wird. Aus dieser Perspektive ist das Geschlecht das, was hinter uns liegt, wie sie vom patriarchalen Imaginären und dessen symbolischer Ordnung konstruiert wurde, von der wir uns aber mit dem Feminismus distanziert haben. Die Differenz ist das ‚zu-kommende‘, das Frau-Werden im Wechsel der Position von der ‚Anderen des Selben‘, in der sie von der patriarchalen Ordnung definiert und eingeschlossen ist, zur unvorhergesehenen, störenden und destabilisierenden Position der ‚anderen des Anderen‘.“ (Dies. 2008: 151)

Der konstruktivistische Aspekt weiblicher Subjektivität, das Frau-Werden also, ist dem Zitat folgend eng an den Begriff der Differenz geknüpft. Zur Klärung dieses Zusammenhangs bietet sich der Begriff des Körpers an. Differenzfeministinnen orientieren sich diesbezüglich an der von Jacques Lacan inspirierten psychosexuellen Lesart sozialkonstruktivistischer Ideen. Ihnen geht es um die

komplexe – Texte außen vor lassen. Einen sehr guten Überblick zum sexuellen Differenzansatz mit kommentierten Auszügen aus der Primärliteratur – so auch aus Irigarays Texten – geben Anke Drygala und Andrea Güter in „Paradigma Geschlechterdifferenz. Ein philosophisches Lesebuch“ (2010).

Morphologie des Körpers, um seine Gestalt- und Formbildung. (Vgl. Braidotti 1998: 300, Kahlert 1996: 93) Damit ist die Auffassung verbunden, dass der Körper sowohl materiell als auch sprachlich-symbolisch zu interpretieren ist (vgl. Kahlert 1996: 93 f.). Der Körper ist materiell, weil er gegeben ist. Und der Körper ist sprachlich-symbolisch, weil er immer auch gesellschaftlich geformt ist. Und dies, weil die durch die Sprache vermittelten diskursiven Praktiken mitsamt der darin enthaltenen Repräsentationen sich im Körper niederschlagen und als solches erfahren werden. Der Körper ist demnach „eine kulturelle Verflechtung und ein Produkt der Natur (...), (...) real und repräsentiert, die Differenz zwischen den Geschlechtern ist folglich real und ein Effekt von Repräsentationen.“ (Kahlert 1996: 94). Diese bio-kulturelle Interpretation des Körpers ist in mehrfacher Hinsicht bedeutend (vgl. dazu Braidotti 2011: 96 ff., Drygala/Günter 2010: 23 f., 27 f., Dominijanni 2008: 151 f., Kahlert 1999: 85 f., Kahlert 1996: 58-64, 66, 70 f.). Indem nämlich die Differenz - und damit auch der Begriff des Geschlechts - als körperliches und einverleibtes zugleich konzeptualisiert wird, wird die Trennung zwischen *sex* und *gender* aufgehoben, ohne dabei auf essentialistische Erklärungsmodelle (siehe Gynozentrismus) oder auf das Postulat der ursprünglichen Gleichheit der Geschlechter (siehe Gleichheitsfeminismus) zurückgreifen zu müssen. Darüber hinaus wird die in der Moderne entstandene einheitslogische Kodierung der Geschlechter à la A/Nicht-A zugunsten von A/B aufgebrochen. So ist die Frau nicht mehr Nicht-Mann, sondern das zweite Geschlecht: die Frau also. Damit verschiebt sich die Wahrnehmung vom Anderen, das ja im patriarchalen Symbolsystem ein negatives Zeichen für die (Geschlechter-)Differenz ist. Im sexuellen Differenzansatz indes ist es positiv konnotiert. Wird nämlich, so der Gedanke, die unhintergehbar Zweiheit der Geschlechter und darüber hinaus mit Emmanuel Lévinas ethischem Prinzip „der Alterität, der Andersheit des Anderen“ (Kahlert 1996: 62) vorausgesetzt, dann lassen sich „Frau“ und „Mann“ als autonome und in sich differierende Einheiten fassen, und zwar im nicht-hierarchischen Ordnungsschema von A und B. Wenn also Dominijanni von dem „anderen des Anderen“ spricht, dann meint sie genau das: die irreduzible Differenz zwischen den Geschlechtern, innerhalb

der Geschlechter und im Einzelnen selbst.⁶¹ Folglich ist das Subjekt des sexuellen Differenzfeminismus niemals kohärent, vielmehr „gespalten, fragil, immer prozessierend und jenseits der (Geschlechter-)Differenz nicht denkbar.“ (Kahlert 2010: 94) Und es ist die Differenz, die dies ermöglicht. Sie ist das „zukommende“ bzw. „das, was die Differenz macht“ (Dominijanni 2008: 151, 152). Die Differenz drückt also nicht nur das verkörperte (und damit geschlechtliche) Subjekt aus. Sie ist auch definierbar als eine „offene Potenzialität“ (Kahlert 2010: 94) und produktive Kraft zugleich (vgl. Braidotti 2011: 98),⁶² die inhaltlich feststehende und festgelegte Subjektpositionen, also Identitäten, verhindert und den Prozess des Werdens zur Subjektivität anstößt. Dieses Werden - das Frau-Werden - ist konzeptionell an das geschlechtliche Subjekt und die Sprache rückgebunden, was Dominijanni in dem Teilsatz „wenn der Name ausgehend von sich selbst neu bestimmt wird“ anschneidet. Danach gestaltet sich die weibliche Subjektivität in der Sprache und in der Beziehung zwischen den Frauen selbst (vgl. Braidotti 2011: 100, 106 f., Dominijanni 2008: 153 f. Kahlert 1996: 146-150). Weibliche Subjektivität ist also relational, ein vom weiblichen Geschlecht ausgehender „intersubjektiver und interaktiver Prozess“ (Kahlert 1996: 129). Nun wird der zweite Teil der Wendung „Man wird als Frau geboren, der Unterschied wird gemacht“ verständlich. Hier verschiebt sich der Fokus von der vormals linguistisch-strukturalen zur linguistisch-konstruktivistischen Bestimmung der Figur der Frau, wobei es in beiden Fällen die sexuelle Differenz ist, die zur Formung einer nicht-identitären weiblichen Subjektivität verhilft.

Weibliche Subjektivität gelingt aber dem Differenzgedanken zufolge nur durch die Veränderung der symbolischen Ordnung. Da letztere jedoch, so die

⁶¹ Dominijanni schreibt deshalb, „dass die Frauen von der Identität des Anderen, dass jede Frau von der Identität ‚Frau‘ und dass jeder und jede von der eigenen Identität abweicht.“ (Dies.: 152) Die Differenz innerhalb jedes Individuums entsteht, so wiederum Kahlert (2010: 94), „durch die verschiedenen Reflexions- und Erfahrungsdimensionen“. Braidotti hingegen argumentiert psychoanalytisch, indem sie von bewussten und unbewussten Vorgängen spricht, die das Subjekt durchkreuzen (vgl. dies. 2011: 93).

⁶² Bei Anke Drygala und Andrea Günter sind beide Begriffskomponenten als „das Bewegtwerden durch das Differierende und Differenten“ (dies. 2010: 25) beschrieben. Bei dieser Interpretation orientieren sie sich an Derridas Term „*différance*“ und bestimmen ihn „als eine Aktivität des Unterscheidens, hervorgerufen durch die Kraft des verbleibenden und weitertreibenden Differenten.“ (ebd.: 22) Danach bringe die Differenz als „unterscheidende() und bewegende() Kraft“ (ebd.: 23) weiteres Differierendes und Unterschiedenes hervor und erweise sich so als

Idee, eng mit der Sprache verknüpft ist, ist es die Sprache, an der Feministinnen dieser Denkschule jegliche Veränderungen des Symbolsystems festmachen. Sprache wird hier unter Einfluss des Poststrukturalismus als ein bewegliches, von Durchgängen und Brüchen gekennzeichnetes Bedeutungssystem entworfen, das als solches Bedeutungsverschiebungen erlaubt. Bedeutungsverschiebungen indes, so die Idee, finden nur in und mit der Sprache statt. Und es ist das Subjekt, das spricht, besser gesagt, das innerhalb des gegebenen symbolisch-sprachlichen Rahmens benennend Bedeutungsverschiebungen und damit Repräsentationen seiner selbst bewirkt. „Benennung ist folglich ein wichtiger Aspekt der Gestaltung der Wirklichkeit. Benennung ist eng mit (symbolischer) Macht verbunden: Wir haben die Macht zu benennen und damit auch die Macht zu normalisieren“ (dies. 1999: 89). Die Sprache ist also das Medium und das Symbolsystem der Ort, von dem aus Normalisierungen (z.B. die phallogozentrische Subjektivität) sich entwickeln, durchbrochen und neu gestaltet werden können, und zwar durch die Subjekte selbst. (Vgl. Dominijanni 2008: 153 f., Kahlert 1996: 23, 28 f., 42-49, 112, 136-146)

Im Differenzgedanken ist das sprachlich vermittelte Symbolsystem auch deshalb zentral, weil es als die wichtigste Machtdimension gilt. Denn hier würden, wie ausgeführt, Bedeutungsweisen der Geschlechterdifferenz erzeugt. Diese fänden ihren Niederschlag in den gesamtgesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und das erkläre ihre herausragende Stellung. (Vgl. Kahlert 1996: 22 ff., 28-32) Differenzfeministinnen greifen diesbezüglich Michel Foucaults Machtverständnis auf (vgl. ebd.: 29 f.), und zwar den Gedanken, dass Macht produktiv und Widerstand „eine andere produktive Macht“ (ebd.: 30) ist. Doch was heißt das? An dieser Stelle möchte ich Foucaults Machtbegriff skizzieren, und zwar auch deshalb, weil sein Denken uns in der Geschlechterforschung wieder begegnen wird.

Foucault versteht unter Macht keine Regierungsmacht, Unterwerfungsart und auch kein Herrschaftssystem, da diese Endformen der Macht seien (vgl. Foucault 1999: 113). Macht sei auch keine Institution, keine Struktur, keine Mächtigkeit einiger Mächtiger (vgl. ebd.: 114) oder etwas, was man erwerbe,

wegnehme, teile, was man bewahre oder verliere (vgl. ebd.: 115). Ebenso wenig beruhe sie auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrschter und Beherrschte einander entgegensezten und von oben nach unten ausstrahle (ebd.). Mit anderen Worten: Foucault distanziert sich von Entwürfen, die Macht als ein Attribut, ein Privileg, eine Substanz oder Ressource auffassen, sie mit Gesetz, Repression oder Verbot identifizieren oder sie von einem Zentrum - dem Subjekt oder dem Staat etwa - aus deklinieren (vgl. Seier 2002, Kneer 1998, Fink-Eitel 1997). Foucault nimmt vielmehr das strategische Verhältnis von vielfältigen Kräften in den Blick, die in einer historisch-konkreten Situation bestehen (vgl. Foucault 1999: 113, 118 f.). Für ihn stellen diese, wie er sie beschreibt, stets ungleichgewichtigen und heterogenen, beweglichen und gespannten Kräfteverhältnisse die Bedingung der Möglichkeit von Macht dar (vgl. ebd.: 114 f.). So sei Macht der „Gesamteffekt“ dieser Kräfteverhältnisse, „die Verkettung, die sich auf die Beweglichkeiten stürzt und sie wiederum festzumachen sucht.“ (Ebd.: 114) Die Macht ist laut dieser Aussage also nicht eine feste Größe. (Dann hätten wir nämlich mit ihrer endgültigen Form zu tun.) Sie lässt sich eher als ein Netzwerk von Kräfteverhältnissen vorstellen - „das komplexe, dezentrierte Netzwerk einzelner, lokaler, antagonistischer Kräfteverhältnisse.“ (Fink-Eitel 1997: 88) Als solches ist Macht im gesamten Beziehungsnetz eines Kräftefeldes vorhanden (vgl. Foucault 1999: 118 ff.). Daher spricht Foucault von der „Allgegenwart der Macht“ (ebd.: 114) und erklärt, dass sie „sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht.“ (Ebd.: 115) Sein Machtbegriff ist also eine relationale und ubiquitäre Größe, was nichts anderes bedeutet, als dass Machtverhältnisse im gesamten sozialen Raum vorkommen, ihn durchdringen und formen (vgl. Kneer 1998: 242, Fink-Eitel 1997: 88). Von einem machtfreien Zustand auszugehen, ist dementsprechend unmöglich, wovon im Übrigen auch der Widerstand keine Ausnahme bildet: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr deshalb liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht“ (Foucault 1999: 116) Der Widerstand liegt nicht außerhalb der Macht, insofern er dem Kräftefeld immanent ist und Macht nicht ohne ihn sein kann: „Machtverhältnisse (...) können nur kraft einer Vielfalt von Widerstandspunkten existieren“ (Foucault 1999: 117, vgl. auch Fink-Eitel 1997: 88) Und insofern Foucault den

Widerstand „im strategischen Feld der Machtbeziehungen“ (Foucault 1999: 177) verortet, kann eine wechselseitige Bedingung von Macht und Widerstand angenommen werden. Denn Widerstand ist Foucault zufolge „die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber“ (ebd.) der Macht. Er ist also, um es mit Hinrich Fink-Eitel zu formulieren, die „Gegen-Macht“ (ders. 1997: 88), die sich von einzelnen und vorläufigen zu größeren und dauerhaften Widerstandspunkten formieren, Machtwirkungen konterkarieren und sich so zu Strategien der Macht verketten kann (vgl. ebd., auch Foucault 1999: 117 f.). Das gleiche Prinzip gilt auch für Machtverhältnisse, was Foucault mit „Macht kommt von unten“ (ders. 1999: 115) zum Ausdruck bringt. Demnach entwickelt und wirkt sie sich zunächst auf der substaatlichen Ebene aus (vgl. ebd.), kann sodann „bis hinauf zu globalen Machtstrategien oder Gesamtdispositiven (z.B. einem Staat) steigen.“ (Fink-Eitel 1997: 88) Ferner sind Machtverhältnisse laut Foucault „gleichzeitig intentional und nicht-subjektiv“ (ders. 1999: 116). Die Intentionalität von Macht besteht darin, dass sie ganz unabhängig von den „Absichten eines Subjekts oder einer Mehrzahl von Subjekten (...) vielschichtige Felder von Strategien und Kalkülen, von Plänen, Bestrebungen und Zielsetzungen bilden.“ (Kneer 1998: 242) Deshalb meint Foucault auch, dass „[d]ie Rationalität der Macht die Rationalität von Taktiken (ist)“ (Foucault 1999: 116), ohne dass es den einen Verantwortlichen gibt (vgl. ebd.). Schließlich darf Foucaults Machtbegriff nicht als bloß Negatives begriffen werden. Denn die „Machtbeziehungen bilden nicht den Überbau, der nur eine hemmende oder aufrecht erhaltende Rolle spielt - wo sie eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar hervorbringend.“ (Ebd.: 115) Und dies, indem sie bestimmte Felder besetzen, darüber Wissen generieren, es darin einfließen lassen und so verändernd in dieselben eingreifen (vgl. ebd.: 113 f., 118-124). Mit anderen Worten: „Macht (ist) produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: Das Individuum und seine Erkenntnisse sind Ergebnisse dieser Produktion.“ (Ders. 1970, zitiert in Seier 2002: 101) Im Foucaultschen Modell sind also die Individuen und damit die Gesellschaft als Ganzes das Produkt und die Wirkung der Macht, genauer des Macht-Wissens-Komplexes. Denn dadurch, dass Macht und Wissen sich in den vorherrschenden Diskursen ineinander fügen, so die Idee, sind sie die Instanz, die sich normbildend und damit

normalisierend auf das Individuum und die Gesellschaft auswirken. In diesem Sinne lässt sich auch der Diskurs in den Kategorien von Sowohl-als-auch denken, d.h. als etwas unterwerfendes und zugleich konstituierendes - unterwerfend, weil Subjekte und Gesellschaften bestimmten Macht-Wissens-Vorgaben unterstehen und entsprechend normiert werden; konstituierend, weil es eine Existenz jenseits von Macht-Wissen nicht gibt. (Vgl. Seier 2002: 94-101, Kneer 1998: 242 f., 247-250) Hervorzuheben bleibt noch, dass laut Foucault der Diskurs „gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein kann, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie. Der Diskurs befördert und produziert Macht; er verstärkt sie, aber er unterminiert sie auch, er setzt sie aufs Spiel, macht sie zerbrechlich und aufhaltssam.“ (Ders. 1999: 122) Der Diskurs, wie die Macht, ist also niemals restlos determiniert und determinierend. In seiner widerständigen Form kann er Machtwirkungen verschieben und darüber das strategische Feld der Macht modifizieren und eine andere Subjektivität ermöglichen.

Das ist der Gedanke, den Differenzfeministinnen aufgreifen (vgl. Domini-janni 2008: 154 f., Kahlert 1996: 29 f.). Sie setzen auf die produktive Gegen-Macht - auf die Entfaltung widerständiger Diskurse und diskursiver Praktiken, um Bedeutungsmodifikationen vornehmen und neue Repräsentationsweisen der Frau entwickeln zu können. Hierzu gibt es einige Vorschläge (siehe v.a. Drygala/Günter 2010, Kahlert 1996). Besprochen werden aber die von Irigaray unterbreiteten Verfahren der Kritik der herrschenden Diskurse und die von italienischen Feministinnen entwickelte politische Praxis der Beziehung unter Frauen.

Zu Irigarays Verfahren, die Drygala und Günter als Strategien bezeichnen (vgl. dies. 2010: 177), gehören vor allem, so Kahlert (vgl. 1996: 42), die Dekonstruktion des herrschenden Diskurses und die mimetische Wiederaneignung seiner Annahmen von der Frau. Im dekonstruktiven Verfahren zerlegt Irigaray die in den Werken einiger Väter der Philosophie und Psychoanalyse implizierten Aussagen zur Geschlechterdifferenz in ihre Einzelteile, entlarvt deren Widersprüche und Ungereimtheiten. Sodann belegt sie die darin angelegte hierarchisch-oppositionelle Grundstruktur. Schließlich verschiebt sie diesen, indem sie an der Enthierarchisierung der Geschlechterdifferenz ansetzt, ohne die Differenz selbst aufzugeben oder eine Umkehrung des Machtverhältnisses vorzu-

nehmen (vgl. Münker/Roesler 2000: 147 ff., Kahlert 1996: 42-45). Es handelt sich hier also um die Dekonstruktion tradierte Sichtweisen der Geschlechterdifferenz und die Rekonstruktion derselben unter neuem Vorzeichen, oder, wie Kahlert es schreibt, um „eine Strategie der Machtverschiebung und der Enthierarchisierung“ (ebd.: 45). Auf der De-konstruktion baut die Praxis der Mimesis auf. Sie ist eine Strategie der subversiven Wiederholung des Diskurses, bei der paraphrasierend, kommentierend, parodierend und ironisierend diskursimmanente Weiblichkeit konstrukte scheinbar angeeignet werden, um darüber dem Diskurs nicht nur seine patriarchale Logik zu spiegeln, sondern auch aufgrund der gelebten und verkörperten Erfahrung der Differenz zum Gesagten eine „doppelte Distanzierung“ vorzunehmen: „zum einen von der dominierenden Perspektive eines ‚männlichen‘ Subjekts, zum anderem von dem Denksystem, in welchem die Kategorie Differenz ausgeblendet wird.“ (Drygala/Günter 2010: 175) Beide Momente bilden die Grundlage für „eine Positionierung der Frau, die sich (...) auf die Suche nach sich selbst begibt.“ (Ebd., vgl. noch Braidotti 2011: 95, 100 f., Kahlert 1996: 48) Die Suche nach dem Weiblichen beginnt also mit der Feststellung der Fremdheit gegenüber dem Diskurs. Diese Feststellung schafft Raum für das Einschreiben des Anderen, der Frau, in die Sprache, indem es gewissermaßen sich spricht. Irigaray nennt diesen Prozess Frau-Sprechen (*parler femmes*), das „Sprechen von und durch Frauen“ (Drygala/Günter 2010: 177). „Irigaray beschreibt damit einen Weg der Rückführung weiblicher Erfahrungen in die Sprache, das Aussprechen dessen, was nicht gesagt werden durfte/konnte.“ (Ebd.) Die Suche nach dem Weiblichen bedeutet also vom geschlechtlichen Standpunkt aus das zur Sprache bringen, was der Diskurs verbirgt, um darüber nach einem anderen Denken der Geschlechterdifferenz Ausschau halten und so den Diskurs selbst verschieben zu können. (Vgl. Kahlert 1996: 50-55) Die Suche bedeutet zugleich, die Differenz positiv zu bewerten, sprich die sexuelle Differenz als Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Bewusstseins von sich selbst zu nehmen, ohne je allgemein- und endgültige Weiblichkeitdefinitionen liefern zu können. Die Suche lässt sich also als ein Bewusstwerdungs- und Bewusstseinsprozess erklären mit dem Ziel, eine Veränderung des Selbst und der symbolischen Ordnung auf den Weg zu bringen (vgl. Drygala/Günter 2010: 175, Kahlert 1996: 48 f.).

Das Projekt der De-konstruktion und Mimesis, in dem für Kahlert „Weiblichkeit als Gegenmacht“ (ebd.: 49) und für Braidotti gar eine Strategie der Ermächtigung des Weiblichen zutage gefördert wird (vgl. dies. 2011: 100, 111), erfordert, wie gesehen, am eigenen geschlechtlichen Anders-Sein, Frau-Sein, anzusetzen. Italienische Differenzfeministinnen benutzen dafür den Begriff des „von sich selbst Ausgehens“ (Dominijanni 2008: 147) und arbeiten auch seine andere Bedeutungskomponente heraus, nämlich die Fähigkeit des Subjekts, ausgehend von der Reflexion der Bedingungen des eigenen Denkens, diesen eigenen Ausgangspunkt zu verlassen, sich von ihm loszumachen, sich weit vom ihm wieder zu finden und dadurch eine Veränderung des Selbst initiieren zu können - eine These, die Drygala und Güter (2010: 25) in Anlehnung an Hannah Arendt mit „Urteilskraft als Bewegung der Kohärenz“⁶³ übersetzen und die Dominijanni (2008: 148) als eine „zentrale() Charakteristik des Differenzgedankens“ bezeichnet. Mit dem Gedanken des Von-sich-selbst-Ausgehens verknüpfen die Italienerinnen ein bestimmtes Verständnis von Praxis, das wir uns jetzt anschauen werden, um sodann auf die politische Praxis der Beziehungen unter Frauen einzugehen.

Eine Praxis ist den Italienerinnen zufolge ein dynamischer Prozess, der von dem/der Handelnden getragen wird. Sie entsteht zwar aus einem bestimmten Kontext heraus und ist an eine damit einhergehende Frage gebunden, ihre Auswirkungen aber sind, so Chiara Zamboni (2007),⁶⁴ „weder planbar noch vorhersehbar“ (ebd.), da sie sich in ihrem Verlauf durch die teilnehmenden Personen verändern kann (vgl. ebd.). Deshalb können die Auswirkungen nur „während des Prozesses selbst wahrgenommen und eingeschätzt werden.“ (Ebd.) Eine Praxis ist also nicht nur akteursorientiert und setzt auf die Urteilskraft der Akteure, sondern auch beziehungs-, kontext- und situationsbezogen. Ebenso ist

⁶³ Für Arendt ist es „die Fähigkeit, Besonderheiten zu beurteilen, ohne sie unter jene allgemeine Regeln zu subsumieren, die gelehrt und gelernt werden können, bis sie sich zu Gewohnheiten entwickeln, welche von anderen Gewohnheiten und Regeln ersetzt werden können.“ (Dies. 1994, zitiert in Drygala/Güter 2010: 25)

⁶⁴ Der Aufsatz von Chiara Zamboni ist nicht beziffert, daher werden im Folgenden keine Seitenangaben gemacht. (Die Philosophin Zamboni ist eine der Mitbegründerinnen der Veroneser Philosophinnengemeinschaft „DIOTIMA“. Sie und ihre Kolleginnen von der DIOTIMA und der Mailänder Frauenbildungs- und Forschungszentrums „*Libreria delle donne di Milano*“ sind nicht nur die Vordenkerinnen des italienischen Differenzansatzes, darüber hinaus gehören die Feministinnen beide Einrichtungen auch zu den „führenden Gruppierungen der italienischen Frauenbewegung“ (Kahlert 1996: 11).)

sie ein reziproker Prozess. Denn „die Selbstveränderung und die Veränderung der Realität“ sind, so Zamboni, „eng miteinander verbunden, da wir in den Prozess verwickelt sind, auf den wir uns eingelassen haben.“ (Ebd.) Zudem ist eine Praxis laut Zamboni schon deshalb wertvoll, als „dabei Aspekte der Realität Bedeutung verliehen werden kann, die vorher nicht wahrgenommen wurden. In diesem Sinne ist eine Praxis symbolisch“, d.h. ein „symbolischer Prozess der Deutung der Realität“ (ebd.). Schließlich ist für Zamboni eine Praxis politisch, da sie im italienischen Feminismus „als ein Prozess verstanden (wurde), der die persönlichen Beziehungen verändert, die ich zu einer Situation habe. Außerdem wurde davon ausgegangen, dass sich damit auch der Kontext selbst verändert. Darüber hinaus wurde eine Praxis auch als Erschließen eines öffentlichen Raumes betrachtet, der von der Teilnahme mehrerer Frauen getragen wird. Nicht berücksichtigt wurde eine Praxis, wenn sie von einer einzelnen in Einsamkeit und Unsichtbarkeit durchgeführt wurde. Denn die Beziehungen zu den anderen Frauen sind bei diesem Vorgehen von grundlegender Bedeutung, auch wenn jede von sich selbst ausgeht, während sie sich zusammen mit dem anderen im gemeinsamen Prozess ins Spiel bringt.“ (Ebd.)

Die Praxis berührt also das Subjekt und die Gesellschaft. Ausgehend von der Interaktion der Individuen verändert und erweitert sie das Verhältnis zwischen denselben. Und indem sie hier neue Sinnzusammenhänge stiftet, verändert sie dieselben: das Individuum und die Gesellschaft. Dieses Verständnis von Praxis als gemeinschaftliches Handeln der Frauen bezieht sich auf einen Politikbegriff, der von Hannah Arendt stammt, definierbar als das „Sprechen und Handeln der Verschiedenen“, so Kahlert an Arendt sich anlehnnend (ebd. 1999: 89, im Original mit Hervorhebung). (Ich meine, gerade das zeichnet Arendts Machtbegriff aus, aber dazu etwas später.) Damit ist zum einen gesagt, dass erst das Sprechen Handlungen in einen Sinnzusammenhang setzt, also Sprache und Handeln nicht zu trennen sind, zum anderen, dass (politisches) Handeln mit Beginnen durch eine Person und Fortführen und Vollenden durch andere zutun hat, also Handeln nicht in Isolation vonstatten gehen kann, und ferner, dass Handeln immer auch soziales Handeln ist, sich also auf das Handeln Anderer sinnhaft bezieht (vgl. ebd.).

Aufbauend auf dem besagten Politik- und Praxisverständnis ist in den

1980er Jahren die Praxis der Beziehungen unter Frauen (*practica dell'affidamento*) entstanden.⁶⁵ Die Praxis des *Affidamento* - das Wort meint soviel wie „Sich anvertrauen“ - rückt die sozialen Beziehungen unter Frauen in den Vordergrund. Der Kerngedanke dabei ist, dass „sich Frauen einander anvertrauen, wechselseitig aufgrund ihrer unterschiedlichen Erfahrungen und Kompetenzen Autorität verleihen, weibliche Freiheit entstehen lassen und damit in vertragsförmigen Beziehungen sukzessiv die weibliche Genealogie (wieder-)herstellen“. (Kahlert 2010: 95) Interessant an dieser Idee ist, dass der Aspekt der Disparität unter Frauen berücksichtigt und sowohl sie, als auch der Autoritätsbegriff nicht in hierarchischem Sinne gebraucht, sondern positiv gewendet wird (vgl. ebd., dies. 1999: 91 und 1996: 198 f.). Ungleichheit bzw. Verschiedenheit zwischen Frauen werden nämlich in Weiterführung einer bestimmten Idee von Genealogie⁶⁶ als Aufforderung aufgefasst (vgl. Kahlert 1996: 198 f., 206), auf der Folie von Solidarität die Differenz als eine immer kontext- und situationsbezogene Differenz von Erfahrung und (Er-)Kenntnis zwischen Frauen zu bewerten, sie „als Produktivkraft, Potenzierung und Bereicherung sowohl der einzelnen Frau als auch des politischen weiblichen Kollektivsubjekts“ (ebd.: 199) anzusehen und für das gemeinsame Anliegen fruchtbar zu machen. Der zweite Aspekt, Autorität zwischen Frauen, ist, wie gesagt, ebenso positiv konnotiert. Der Begriff der Autorität wird in diesem Denken entgegen Max Weber und Hannah Arendt nicht mit Befehlen und Gehorsam in Verbindung gebracht (vgl. Kahlert 1999: 91, vgl. dazu Arendt 1999: 46). Vielmehr gilt Autorität - und diesmal mit Arendt - als eine wesentliche „Kategorie des menschlichen Zu-

⁶⁵ Die politische Praxis des *Affidamento* ist nicht die einzige, welche die Italienerinnen ausgearbeitet und praktiziert haben. Zu den älteren Praxen, wie etwa die Selbsterfahrungspraxis und die Praxis des Unbewussten, siehe vor allem Kahlert (1996: 192-196). Diese werden hier nicht thematisiert. Der *Affidamento*-Ansatz hingegen enthält den Begriff der Autorität, den man als eine Form von Ermächtigung, von Wirkung der Macht, verstehen kann.

⁶⁶ Es handelt sich hier um den philosophischen Gedanken, dass „die Genealogie das Sein und Werden von etwas *mitten* aus einem (menschlichen) Abstammungsgefüge *heraus* (erklärt). Die Generationendifferenz wird [so] zum Erfahrungsraum und Symbol von Veränderung und Wandel.“ (Drygala/Günter 2010: 31, Hervorhebung im Original) Differenzfeministinnen entwerfen dementsprechend „Frausein und Weibliches entlang der Genealogie als Bezogenheit und Bewegung, auch als Ausdruck und Erscheinungsweise des Begehrens zwischen Töchtern und Müttern. Gleichzeitig kritisieren sie die Art und Weise, wie diese bisher in den genealogischen Konzepten dargestellt werden. Hierbei rückt in den Vordergrund, gerade der ‚Mutter‘ als genealogischer Größe gewahr zu werden. Die ‚Mutter‘ besagt eine Beziehung, ein Mittleres, eine Vermittlungskonstante, auch die ‚Tochter‘, der ‚Sohn‘, der ‚Vater‘ sind Relativa. Eine Mutter oder eine Tochter zu denken, heißt, Frausein von diesem generativen Beziehungsgeschehen her zu

sammenlebens“ und „eine der allerelementarsten Funktionen in jedem Gemeinwesen“ (Arendt 1994, 1995, zitiert in Kahlert 1999: 90, 91). Folglich wird Autorität hier als „Beziehungsqualität“ verstanden, als „eine ,auf Vertrauensbasis gegründete Verbindlichkeit‘ (...), die sich auf die Bereitschaft und Fähigkeit der Einzelnen gründet, einander tatsächlich zuzuhören.“ (Kahlert 1999: 91, mit einem Zitat von Veronica Mariaux 1993) Autorität und Sprache verweisen folglich aufeinander. Mehr noch: Es herrscht die Überzeugung, dass Autorität jenseits der Sprache nicht existiert, da sie in und mit der Sprache geschehe. Autorität wird also als ein Prozess verstanden, der in der Kommunikation und Interaktion zwischen Frauen geschaffen und durch gegenseitiges Anerkennen, Wertschätzen und Be-Urteilen legitimiert wird (vgl. ebd., dies. 1996: 205). So ist Autorität ein „Produkt von Kommunikation, Beziehung und (Ver-)Bindung“ (dies. 1999: 91). In diesem Sinne lässt sie sich „als Ausdruck und Ermöglichung von politischem Handeln in Gemeinschaft verstehen“ (ebd.). Darüber hinaus hat sie dem Ansatz zufolge einen symbolischen Wert, insofern Frauen sich in ihrer Differenz anerkennen, wertschätzen und beurteilen und somit den Boden für die Selbst-Repräsentation, die symbolische Repräsentation von Frauen durch Frauen bereiten (vgl. dies. 1996: 203). Erst das erzeugt, so der Gedanke, eine andere symbolische Geschlechterordnung und somit gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse.

Die politische Praxis des *Affidamento* hat, wie dargestellt, neben der symbolischen Selbstermächtigung die konkrete Handlungsmacht von Frauen durch Frauen im Blick. Dennoch enthält dieser Ansatz keinen Begriff der Macht, anders formuliert: Ermächtigung auf der Symbol- und Handlungsebene werden nicht mit dem Macht-, sondern Autoritätsbegriff begründet. Denn für italienische Differenzfeministinnen ist Macht eher „unpersönliche Unterordnung, Zwang und Unterdrückung“ (Kahlert 2010: 95), Autorität hingegen hat für sie eine überpersönliche Qualität. Sie weise nämlich, so Kahlert, über die beteiligten Personen hinaus, könne aber nur in persönlichen Beziehungen wirksam werden, und zwar dann, wenn sie anerkannt, d.h. legitimiert werde (vgl. dies. 1999: 91). Kahlert meint aber auch, dass der Autoritätsbegriff der Italienerinnen

Hannah Arendts Machtbegriff ähnelt, deren Machtbegriff indes eher mit dem Macht- und Herrschaftsbegriff von Max Weber zu tun hat (vgl. ebd.: 207 ff., dies. 2010: 95) - was meines Erachtens nur bedingt zutrifft. Zur Verdeutlichung meiner These seien an dieser Stelle die Machtkonzepte der beiden Denker vorgestellt.

Macht ist bei Max Weber ein soziales Phänomen, das sich in sozialen Beziehungen⁶⁷ abspielt (vgl. Neuenhaus 1998, Habermas 1981). Für Weber heißt Macht „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1980: 28) In dieser, mittlerweile zum Klassiker avancierten Definition ist Macht - und hier lehne ich mich an Jürgen Habermas an - ein Möglichkeitsbegriff, „eine Potenz (...), die sich in Handlungen aktualisiert“ (Habermas 1981: 228). Das kann mit Gerhard Göhler auch so verstanden werden: bleibt Macht als Möglichkeit zur Einflussnahme eines anderen Handelnden, dann ist sie potentiell vorhanden, hat sie sich aber verwirklicht, d.h. hat Macht das Verhalten des Gegenübers zu eigenen Gunsten verändert, dann ist sie aktuell (vgl. ders. 2008: 36). Um also von aktualisierter Macht sprechen zu können, muss eine dyadische soziale Beziehung installiert werden. Das ist dann das Zeichen der Macht. Dieser Machtbegriff enthält weitere interessante, zuweilen auch gegensätzliche Momente. So nimmt Weber keine Bestimmung von Machtmitteln oder -ressourcen vor. Stattdessen beschreibt er Macht als „soziologisch amorph“: „Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemand in Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen“ (Weber 1980: 28 f.). Folglich gibt es bei ihm weder eine normative oder ontologische Fundierung der Macht, noch eine Befragung ihrer Legitimitätsgrundlagen, sodass auch Gewalt und Zwang als probate Mittel zur Durchsetzung von Macht gelten können (vgl. Neuenhaus 1998: 81, Habermas 1981: 229). Dennoch ist Macht an eine Bedingung gebunden, an den Willen nämlich. Macht ist kausal durch den Willen zur Macht er-

⁶⁷ Soziale Beziehung soll, so Weber, „ein ... aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung besteht durchaus und ganz ausschließlich: in der Chance, daß einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“ (Ders. 1980: 13). Soziales Handeln wiederum definiert Weber als das Handeln, „welches seinem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf

klärbar (vgl. Neuenhaus 1998: 86 f.). Der Wille wird so zum Ursprung der Macht. Und der Wille ist subjektbezogen: Er wohnt dem Subjekt inne, leitet sein Handeln und verhilft ihm zur Erreichung bestimmter Ziele. Dafür muss aber der Widerstand des Gegenübers überwunden werden. Das wiederum verrät den konflikthaften Charakter von Macht. Denn beruhte Macht auf Einverständnis, wäre sie also durch die in einer sozialen Beziehung Beteiligten legitimiert, dann wäre sie in Webers Augen keine Macht, sondern ein „Sonderfall der Macht“ (ders. 1980: 603), den er als „Herrschaft“ identifiziert und als „die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts Gehorsam zu finden“ (ebd. 1980: 28) definiert.⁶⁸

Webers Machtbegriff ist also akteurs- und handlungsorientiert. Macht geht von den Handlungen des Subjekts aus, welche mit der Intention erfolgen, andere zu einem bestimmten Verhalten zu bewegen. Entscheidend dabei ist das selbstgesetzte und am eigenen Ziel und Erfolg interessierte Handeln (vgl. Neuenhaus 1998, Habermas 1981). Entsprechend gehört zur Bildung einer Machtrelation das zweckrationale Handeln. Ein solches Handeln basiert, so Habermas, auf einem teleologischen Handlungsmodell, das in Zweck-Mittel-Kategorien angelegt ist. (Vgl. ders. 1981: 228 ff.) So ist Macht ein „Potential zur Verwirklichung von Zwecken“, das sich „in zweckrationalen Handlungen aktualisiert“ (ebd.: 230, 231).

Auch wenn Hannah Arendts Machtbegriff ein Möglichkeitsbegriff ist, sie Macht ebenfalls „als eine Potenz (vor)stellt, die sich in Handlungen aktualisiert“ (ebd.: 228), argumentiert sie keineswegs teleologisch. Das Handlungsmodell, das ihren Überlegungen zugrunde liegt, ist ein kommunikatives (vgl. ebd.: 229). So ist bei ihr, wie Habermas es betont, das „Grundphänomen der Macht (...) nicht die Instrumentalisierung eines fremden Willens für eigene Zwecke, sondern die Formulierung eines gemeinsamen Willens in einer auf Verständigung gerichteten Kommunikation.“ (Ebd.: 230) Diese Unterscheidung ist von grundlegender Bedeutung. Das nämlich, was im ersten Fall als Macht durchgeht, entspricht bei Arendt dem Begriff der Gewalt, da Gewalt der Philosophin zufolge „ihrer Natur nach instrumental“ (dies. 2009: 52) ist, ein Mittel zu einem

das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (ebd.: 11).

⁶⁸ Näheres zu Webers Herrschaftsbegriff siehe Petra Neuenhaus (1998).

Zweck, was sogar ein Einzelner gegen viele einsetzen kann (vgl. ebd.). Macht hingegen ist für sie Selbstzweck und entsteht im Miteinanderhandeln und - sprechen von Menschen: „Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln.“ (Dies. 1996: 45, im Original mit Hervorhebung) Als solches ist Macht immer eine Potentialität (vgl. dies. 1960: 194),⁶⁹ die realisiert bzw. aktualisiert werden muss, um zu existieren (vgl. ebd.: 193). Und das geschieht „[n]ur in einem Miteinander, das Nahe genug ist, um die Möglichkeit des ständigen Handelns offen zu halten“ (ebd.: 195). Als Kollektivphänomen ist Macht also an eine intersubjektive und interaktive Konstellation gebunden (vgl. Brunkhorst 2007)⁷⁰. Diese Konstellation stellt die Quelle wie auch die Grenze der Macht dar: „Die Grenze der Macht liegt nicht in ihr selbst, sondern in der gleichzeitigen Existenz anderer Machtgruppen, also in dem Vorhandensein von Anderen, die außerhalb des eigenen Machtbereichs stehen und selber Macht entwickeln. Diese Begrenztheit der Macht durch Pluralität ist nicht zufällig, weil ihre Grundvoraussetzung ja von vornherein eben diese Pluralität ist.“ (Arendt 1960: 195) Das Miteinanderhandeln der Vielen ist indes kein stummer Prozess. In Arendts Ansatz begründen Handeln *und* Sprechen die Macht. Das wird verstehbar, wenn wir uns die Bedeutung, die sie Sprechen und Handeln beimisst, vergegenwärtigen. Denn im Sprechen und Handeln zeigt sich, so Arendt, das „Faktum der Natalität“ (ebd.: 167), der Gebürtlichkeit also, das den Menschen aufgrund seiner Ankunft „als ein einzigartig Neues in der Welt“ (ebd.) dazu befähigt, sprechend sich der spezifisch menschlichen Pluralität⁷¹ bewusst zu werden (vgl. ebd.: 167) und handelnd „Neues in Bewegung [zu] setzen“ (ebd.: 166), denn „Handeln und etwas Neues

⁶⁹ Arendt schreibt dazu: „Das Wort selbst [die Macht also] – die griechische ... [,dynamis‘], die lateinische „potentia“ mit ihren Abwandlungen in modernen Sprachen, die deutsche „Macht“, die sich von „mögen“ und „möglich“, und nicht von „machen“ herleitet – weist deutlich auf den potentiellen Charakter des Phänomen hin.“ (Dies. 1960: 194)

⁷⁰ Auch dieser von Hauke Brunkhorst verfasster und aus dem Internet entnommener Text „Macht und Verfassung im Werk Hannah Arendts“ (2007) ist nicht beziffert, daher keine Seitenangaben.

⁷¹ Die spezifisch menschliche Pluralität definiert Arendt als „eine Vielheit ..., die die paradoxe Eigenschaft hat, daß jedes ihrer Glieder in seiner Art einzigartig ist.“ (Dies. 1960: 165) Damit hebt sie auf die Gleichheit der Menschen (qua Zugehörigkeit zur selben Gattung) und ihrer absoluten Verschiedenheit (qua Einzigartigkeit jedes Mitglieds derselben Gattung) ab (vgl. ebd.: 162).

anfangen“ (ebd.) sind der Autorin zufolge identisch. Im Sprechen und Handeln zeigt sich ferner das, was sie als „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ (ebd.:173) nennt und womit sie den von ihr so bezeichneten „Erscheinungsraum“ meint, der zwischen Menschen entsteht, und zwar immer dort, wo sie „handelnd und sprechend miteinander umgehen“ (ebd.: 193), wo Menschen also ein Netz von Bezügen knüpfen und damit sich und ihre Lebenswelt zum Vorschein bringen und darauf handelnd und sprechend einwirken (vgl. ebd.: 173 f.). Aufbauend auf diesem kommunikativen Handlungsmodell erklärt Arendt sodann, dass wir mit realisierter Macht zu tun hätten, „wenn Worte und Taten untrennbar miteinander verflochten erscheinen, wo also Worte nicht leer und Taten nicht gewalttätig stumm sind, wo Worte nicht missbraucht werden, um Absichten zu verschleiern, sondern gesprochen sind, um Wirklichkeiten zu enthüllen, und wo Taten nicht missbraucht werden, um zu vergewaltigen und zu zerstören, sondern um neue Bezüge zu etablieren und zu festigen, und damit neue Realitäten zu schaffen.“ (Ebd.: 194) Was Arendt hier nicht erwähnt, aber worauf ihr Machtbegriff hinausläuft, ist, dass sie diese schöpferische Funktion der Macht ausschließlich auf den öffentlichen Raum, den Raum des Politischen, bezieht. So meint sie, Macht sei, was den öffentlichen Bereich, den potentiellen Erscheinungsraum zwischen Handelnden und Sprechenden überhaupt, ins Da-sein ruft (vgl. dies. 1960: 194), und woanders definiert sie Macht als die „Meinung, auf die sich viele öffentlich geeignet haben“ (dies. 2009: 45). Ihr Machtbegriff läuft also auf politische Macht hinaus (vgl. Brunkhorst 2007). Und politische Macht bzw. Macht an sich ist für Arendt Selbstzweck. Auch hier rekurriert Arendt auf die Bedeutung von Handeln und Sprechen. Sie werden von ihr als jene menschlichen Tätigkeiten betrachtet, die weder einen „Zweck verfolgen“ noch ein „Endresultat außer ihrer selbst hinterlassen“ (dies. 1960: 201), sondern nur in ihrer Aktualität bestehen. Deshalb liege die Wirkung, die sie entfalteten, im Vollzug selbst und der Vollzug sei das Bewirkte oder das Werk (vgl. ebd.). Macht erschöpft sich demnach im Moment des Geschehens, im Handlungsvollzug. Macht ist also performativ und Selbstzweck (vgl. Brunkhorst 2007). Und dass Macht einen kommunikativen Charakter hat, wird von Arendt mit der „Fähigkeit zur sprachlich artikulierten Negation (Natalität)“ (ebd., im Original mit Hervorhebung) begründet. Das heißt: Der Umstand, dass

Menschen sich von anderen aktiv unterscheiden können, bedeutet für Arendt Negieren- bzw. Differenzieren-Können (vgl. Arendt 1960: 164 f.) - diese These stützt sich auf die Natalitäts- und Pluralitätsannahme. Schließlich ist hervorzuheben, dass die durch kommunikative Akte erzeugte Macht zwar auf Verständigung ausgerichtet ist (siehe dazu Habermas' Definition), aber nicht um den Preis der Gleichschaltung von Meinungen. Bei Arendts Machtbegriff geht es deshalb nicht alleine um, so Hauke Brunkhorst pointiert, „acting in concert“, sondern „acting in concert and conflict“, also auch um „kommunikative Abweichung, Negation, Konfrontation, Widerspruch.“ (Ders. 2007, im Original mit Hervorhebung)

Wie wir gesehen haben, beschreibt Arendt Macht als ein soziales Phänomen, das im Moment des gemeinsamen Handelns und freien Austauschs von Meinungen erzeugt wird, und das seine Legitimität daraus zieht. Macht entwirft sie ferner als etwas, das Neues anstößt und verändernd wirkt. Gleches ist beim Autoritätsbegriff der Italienerinnen festzustellen. Dennoch: Dadurch, dass Arendt Macht auf den Bereich des Politischen bezieht und in Folge dessen Politik und Gesellschaft als getrennte Sphären wahrnimmt (siehe dazu kritisch Brunkhorst 2007, Habermas 1981), im Autoritätsbegriff aber eine Ausblendung des Sozialen nicht existiert, gibt es einen klaren Unterschied zwischen ihrem Begriff und den der Italienerinnen. Was Nähe die Nähe des sexuellen Differenzfeminismus zu Weber angeht, so liegen die Parallelen in der Konzeptualisierung asymmetrischer sozialer Beziehungen als Wirkungen der Macht. Bei Weber ist aber nicht unbedingt gesagt, dass asymmetrische soziale Beziehungen unpersonlicher Natur sind. Sie können zwischen zwei Akteuren stattfinden, und ihre Wirkungen können - rein logisch gesehen - über dieselben hinausgehen. Eine Nähe zu Webers Herrschaftsbegriff hingegen sehe ich gar nicht, weil diese immer an Befehls- und Legitimationsstrukturen gebunden ist. Und das ist im Machtverständnis der Italienerinnen nicht enthalten.

3.2 Geschlechterforschung - (sozial-)konstruktivistische, intersektionale und postkoloniale Interpretationen von Geschlecht und Macht

Wie innerhalb der Frauenforschung so auch hier, ist die Theoretisierung von

Geschlecht in verschiedene Denkschulen aufgeteilt. Mit Gudrun-Axeli Knapp können zwei Richtungen angegeben werden: „Geht es in dem einen Bereich um die konstitutionslogische Frage nach der Verfasstheit von Geschlechterdifferenz und um das Verhältnis von Natürlichem und Kulturellem in der Geschlechterunterscheidung (Sex-Gender-Debatte), so stehen im anderen das Verhältnis von Ähnlichkeit und Verschiedenheit sowie die Formen sozialer Ungleichheit unter Frauen (Achsen der Differenz - Strukturen der Ungleichheit) im Mittelpunkt.“ (Dies. 2011: 67) Während zum ersten Strang sozialkonstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze - kritisch wohlgemerkt - gehören, zählen zum zweiten Strang intersektionale und postkoloniale Ansätze (vgl. dies., Alsop et al. 2009, Kerner 2007). Diese in Gänze und detailliert untersuchen zu wollen, kann hier unmöglich geleistet werden, da es verschiedene und in sich recht komplexe Spielarten aller vier Diskursstränge gibt. Ich werde nur einen Diskursstrang aufgreifen und ihn dann am Beispiel von Chandra Talpade Mohantys postkolonialem Ansatz untersuchen. Der Grund hierfür ist: Mohanty schreibt aus der Perspektive des Dritte-Welt-Feminismus, und der Gegenstand meiner Diplomarbeit ist ein feministisches Entwicklungskonzept. Bevor ich aber Mohantys Ansatz bespreche, werde ich die anderen Denkschulen im Hinblick auf unsere Fragestellung kurz skizziert.

Zunächst zum sozialkonstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansatz: In beiden Ansätzen wird die geschlechtliche Zweiteilung in Mann und Frau, männlich und weiblich hinterfragt mit dem Hinweis, dass diese natürlich erscheinende binäre Frau-Mann-Unterscheidung kulturspezifischen Klassifizierungen unterliegt und eben diese Unterscheidung sich in sozialen Handlungen bzw. Interaktionen herausbildet (vgl. Knapp 2011: 69, Hof 2005: 25 f.). Beide Ansätze „sehen [folglich] Geschlechtszuschreibungen und -darstellungen als interaktive Kompetenzen. Zugrunde liegt die Annahme, dass Geschlechtsidentitäten in der Alltagspraxis der Individuen hervorgebracht und reproduziert werden, die zu ihrer Stabilisierung ein lebenslanges ‚*doing gender*‘ erfordern (...). Die Bedeutung von geschlechtlicher Differenzierung wird somit nicht vorausgesetzt, sondern es wird gefragt, in welchen spezifischen Kontexten diese Differenzierung hervortritt.“ (Hof 2005: 25, Hervorhebung im Original)

Trotz dieses gemeinsamen Ausgangspunkts, der Betonung des prozessua-

len, interaktiven und intersubjektiven Charakters von Geschlecht und Geschlechterdifferenz, gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den beiden „Schulen“.⁷² So wird im sozialkonstruktivistischen Ansatz - wie z.B. beim viel zitierten Autorenduo Candance West und Don H. Zimmermann (2002, vgl. dazu z.B. Knapp 2011, Gildemeister 2010, Allen 2008) - der Geschlecht-Macht-Konnex gesehen, jedoch nicht expliziert (vgl. Allen 2008: 301).⁷³ Vielmehr wird die aus der Kritik an der Moderne entstammende Idee wiedergegeben, dass Differenzierung und Hierarchisierung Hand in Hand gehen,⁷⁴ insofern in Interaktionsprozessen das Unterschiedene naturalisiert und abgewertet wird: „[D]oing gender (...) renders the social arrangements based on sex category accountable as normal and natural, that is, legitimate ways of organizing social life (...). Thus, if, in doing gender, men are also doing dominance and women are doing difference, the resultant social order, which supposedly reflects ‘natural differences’, is a powerful reinforcer and legitimator of hierarchical arrangements.“ (West/Zimmermann 2002, zitiert in Allen 2008: 301) Butler indes bleibt nicht an dem Prozess der Hervorbringung von Geschlecht stehen. Vielmehr nimmt sie die Diskurse (des Alltags) in Augenschein, die sich in sozialen Handlungen zwischen den Individuen bemerkbar machen. So geht sie nicht davon aus, „dass Subjekte - im Rahmen eines Interaktionsmodells - gemeinsam mit anderen eine Welt konstruieren; sie werden vielmehr ihrerseits ‚diskursiv‘ konstruiert.“ (Hof 2005: 26) Somit überschreitet Butler die an „mikrosoziale“ Prozesse des *doing genders* orientierte sozialkonstruktivistische Strategie, indem sie es nicht bei einer „empirisch orientierte[n] Re-Konstruktion von Ge-

⁷² Zum aus der soziologischen Interaktionstheorie entstammenden, sozialkonstruktivistischen Ansatz siehe den Überblicksartikel von Regine Gildemeister (2010). Für einen Überblick zur Debatte um „Konstruktion von Geschlecht“ bieten sich die Artikel von Angelika Wetterer (2010) und Katharina Pühl et al. (2004).

⁷³ Zu Macht und Geschlecht im Sozialkonstruktivismus siehe Amy Allen (2008: 298-304).

⁷⁴ Gudrun-Axeli Knapp setzt ihre Kritik genau hier an, nämlich an der These von der Gleichur-sprünglichkeit von Differenz und Hierarchie (vgl. dies. 2011: 81). Für Knapp ist dies nicht logisch zwingend, denn die reine Logik des Unterscheidens mache es ebenso möglich, in der Vielfalt zu differenzieren und zwei unterschiedene Kategorien gleichwertig nebeneinander stehen zu lassen. Außerdem lehre die Geschichte rassistischer Klassifikationsmuster, dass eine Vervielfältigung von Kategorien nicht vor Hierarchisierungen schütze, sondern dass sie die Zahl der Differenzierungs- Hierarchierungsmöglichkeiten erhöhe. Andererseits gebe es Be-funde der ethnologischen Forschung, die darauf hindeuteten, dass in manchen Kulturen ausge-prägte Geschlechtertrennungen nicht mit ungleicher Machtverteilung und unterschiedlichen Wertigkeiten von Männern und Frauen verbunden sind. Auch dies spreche gegen eine ahistori-sche und universalisierende Verknüpfung von Differenz und Hierarchie (vgl. ebd.: 82 f.).

schlecht“ (Knapp 2011: 159, vgl. Hof 2005: 26) belässt, sondern die subjekt- bzw. geschlechtkonstituierenden Diskurse selbst in Frage stellt und diese als machtvolle Momente dekonstruiert (vgl. Butler 1991).

Nun zum zweiten Theoriestrang, dem intersektionalen und postkolonialen Ansatz. Im Hinblick auf die intersektionale Ausrichtung des Feminismus kann mit Amy Allen (2008: 305) festgehalten werden, dass hier der Versuch unternommen wird, „to think through the relationship between multiple and interrelated dimensions of social/political subordination along the lines of race, class, gender, and sexuality“.⁷⁵ Damit ist das wissenschaftliche Unterfangen beschrieben, soziale Ordnungskategorien in ihrer Verwobenheit und ihren Wechselbeziehungen zu analysieren. Das mag zunächst an den materialistischen Feminismus mit seiner Betonung von Klasse und Geschlecht als soziale Differenzierungs- und Ausgrenzungsmomente erinnern. Bei näherem Hinsehen ergibt sich aber ein anderes Bild. Wo zuvor tendenziell von einem einheitlichen Referenzsubjekt „Frau“ ausgegangen wurde, wird nun genau das bezweifelt und das Referenzsubjekt selbst kontextualisiert. (Vgl. Walgenbach 2012) Die Metapher von der Straßenkreuzung, *intersection*, mit der die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw den Begriff „Intersektionalität“ prägte, veranschaulicht dies:

„Nehmen wir als Beispiel eine Straßenkreuzung, an der der Verkehr aus allen vier Richtungen kommt. Wie dieser Verkehr kann auch Diskriminierung in mehreren Richtungen verlaufen. Wenn es an einer Kreuzung zu einem Unfall kommt, kann dieser von Verkehr aus jeder Richtung verursacht sein - manchmal gar aus allen Richtungen gleichzeitig. Ähnlich gilt für eine schwarze Frau, die an einer ‘Kreuzung’ verletzt wird; die Ursache könnte sowohl sexistische als auch rassistische Diskriminierung sein.“ (Crenshaw 1989, zitiert in Walgenbach 2012: 8f.)

Je nach Zusammenhang können demzufolge bestimmte soziale Klassifikationen in den Vordergrund treten und die Diskriminierung von schwarzen Frauen bewirken. Von einer kohärenten weiblichen Identität, Unterdrückung oder gar Erfahrungen auszugehen, wäre also unangebracht. Insofern stehen Unterschiede

⁷⁵ Diese Kategorien sind erweiterbar, womit die bis heute andauernde methodologische Herausforderung formuliert ist, wie eine adäquate Analyse auszusehen hat (vgl. Walgenbach 2012: 14 f.).

und Ungleichheiten zwischen Frauen im Zentrum des Interesses. So nehmen Anhängerinnen dieses Ansatzes bezüglich des Geschlechtsbegriffs - und hier stimme ich Ina Kerner (2007: 11) zu - die Perspektive der „Pluralisierung von Gender“ ein, ohne jedoch, so ihr berechtigter Einwurf, *sex* in Frage zu stellen. Damit ist aber noch nicht geklärt, welches Verständnis von Macht in diesem Theoriespektrum herrscht. Mit Patricia Lengermann und Jill Niebrugge-Brantley ließe sich die Antwort geben, dass in der Intersektionalitätsforschung soziale Differenzierungskategorien bzw. Ungleichheiten stets als „vectors of oppression *and* privilege“ (dies. 2004: 331, Hervorhebung im Original) angesehen werden. Denn „the privilege exercised by some women and men turns on the oppression of other women and men.“ (Ebd.) Entsprechend müssten diese „arrangements of inequality as hierarchical structures based in unjust power relations“ verstanden werden, so die Autorinnen weiter. Doch was sagt das über den Machtbegriff aus? Ich denke, zumindest soviel: dass Macht als ein Negativum gedacht wird, als etwas, das soziale Über- und Unterordnungsverhältnisse, also Herrschaftsverhältnisse, generiert - eine Interpretation, die in der weiteren Analyse des Autorenduos (ebd.: 324, 331 f.) sowie in Katharina Walgenbachs Überblicksartikel (2012: 15 f.) und bei Amy Allen (2011: 11 f. und 2008: 305 f.) angelegt ist, wenngleich hier die feinen, bis in die Selbstwahrnehmung der Individuen reichende Verästlungen der, wenn man so sagen will, repressiven Macht herausgearbeitet wird.

Eine kritische Haltung gegenüber homogenisierende Denkmuster sowie eine Analyse von machtvollen Ungleichheitsverhältnissen charakterisieren auch den postkolonialen Ansatz. Interessant hierbei ist allerdings, dass Kritik auf dem Hintergrund historisch gewachsener globaler Herrschafts- und Interdependenzverhältnisse zwischen der Ersten und der Dritten Welt formuliert wird - und dies nicht nur auf der empirischen Ebene, sondern auch auf der Ebene der Wissensproduktion (vgl. z.B. Kerner 2010: 238). Auf dieser Linie hinterfragt die aus Indien stammende Feministin Chandra Talpade Mohanty die in Analysen von *Western Feminist*⁷⁶ anzutreffende diskursive Konstruktion der unter-

⁷⁶ Mohanty definiert *Western Feminist* als „writers that codify the others as non-Western and hence themselves (implicitly) Western.“ (Dies. [1986] 2003: 18) Als *Western Feminist* bezeichnet sie auch solche Forscherinnen aus der Dritten Welt, „who write about their rural or working-

drückten Frau der Dritten Welt, eine Konstruktion, die, wie die Wissenschaftlerin es herausarbeitet, grundlegend ist für die Selbstvergewisserung der emanzipierten westlichen Feministin.⁷⁷

Im Zentrum der Kritik von Mohanty steht, wie angeschnitten, der westliche, feministische Diskurs über Frauen in der Dritten Welt. So seien „a sizable extent of Western feminist work“ durchzogen von „assumptions of privilege and ethnocentric universality, on the one hand, and inadequate self-consciousness about the effect of Western scholarship on the Third World in the context of a world system dominated by the West, on the other hand“ (dies. [1986] 2003: 19). Aus dieser hegemonialen und selbstvergessenen Position heraus erfassen westliche Feministinnen, so die Autorin, nicht die Komplexität der Lebenssituation von Frauen, sondern:

„the feminist writings I analyze here discursively colonize the material and historical heterogeneities of the lives of women of the Third World, thereby producing/representing a composite, singular ‘Third World woman’ - an image that appears arbitrarily constructed but nevertheless carries with it the authorizing signature of Western humanist discourse.“ (Ebd.)

Dieser reduktionistischen Darstellung von Frauen in der Dritten Welt entgegnet sie mit dem Vorschlag, kontextspezifische Analysen vorzunehmen (vgl. dies. [2002] 2003: 223), worin sowohl „the micropolitics of context, subjectivity, and struggle“ als auch „the macropolitics of global economic and political systems and processes“ (ebd.) bedacht werden sollten. Am Beispiel von Maria Mies‘ (1982) Untersuchung von indischen Spitzenmacherinnen aus Narsapur, die in Heimarbeit für den Weltmarkt produzieren, veranschaulicht Mohanty ([1986] 2003: 31 f.), wie die soziale Identitätskategorie „Hausfrau“ aus dem Zusammenwirken materieller und ideologischer Interessen entsteht und dazu dient, die Arbeit der Frauen auszubeuten. Hierzu und zur auch von ihr favorisierten Un-

class sisters and assume their own middle-class cultures at the norm and codify working class histories and cultures as the other.“ (Ebd.) Die Übersetzung „westliche Feministinnen“ bzw. „westlicher Feminismus“ ist im diesem doppelten Sinne gemeint.

⁷⁷ In der von Reina Lewis und Sara Mill editierten Anthologie (2010) finden sich wichtige theoretische Positionen des postkolonialen Feminismus, so auch Mohantys Essay „Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses“, der erstmals 1986 erschien. Sowohl dieser Text als auch „‘Under Western Eyes‘ Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles“ (2002) sind von Mohanty in „Feminist without Borders. Decolonizing Theory, Practicing Solidarity“ (2003) herausgegeben worden.

tersuchungsmethode von Mies schreibt sie:

„Through a detailed analysis of the structure of the lace industry, production and reproduction relations, the sexual division of labor, profits and exploitation, and the overall consequences of defining women as ‘nonworking housewives’ and their work as ‘leisure-time activity’, Mies demonstrates the levels of exploitation in this industry and the impact of this production system on the work and living conditions of the women involved in it. In addition, she is able to analyze the ‘ideology of the housewife’, the notion of a woman sitting in the house, as providing the necessary subjective and sociocultural elements for the creation and maintenance of a production system that contributes to the increasing pauperization of women and keeps them totally atomized and disorganized as workers. Mies’s analysis shows the effect of a certain historically and culturally specific mode of patriarchal organization, an organization constructed on the basis of the definition of the lace-makers as non-working housewives at familial, local, regional, state, and international levels. The intricacies and the effects of particular power networks not only are emphasized but form the basis of Mies’s analysis how this particular group of women is situated at the center of a hegemonic, exploitative world market.” (Ebd.: 31 f.)

Mohanty hält Mies zugute, dass sie keine vorschnellen Generalisierungen vornimmt, d.h. die Situation dieser Frauen nicht als Exempel für die Situation aller Frauen in Indien oder gar der Dritten Welt darstellt, fernerhin die Ausbeutung der Spitzenmacherinnen nicht als etwas Dritte-Welt-Typisches abtut, sondern den politökonomischen und historisch-kulturellen Zusammenhang benennt und dabei die lokale mit der globalen Ebene verknüpft, und schließlich, dass sie die Spitzenmacherinnen nicht als Passive oder Unterdrückte darstellt, also viktiniert, sondern ihre Widerstandsstrategien aufzeigt (vgl. ebd.).

Mohanty plädiert also - wie auch in den Zitaten sichtbar - für einen vom geopolitischen, historisch-materiellen und -kulturellen Kontext getragenen holistischen Ansatz, um Unterschiede und Ungleichheiten zwischen Frauen lokalisieren zu können. Sie verweist damit auf mehrere sich gegenseitig beeinflussende, je spezifische Ursachen sozialer Positionierung von Frauen. Entsprechend hält sie die in den von ihr kritisierten Diskursen gegebene Auffassung über Frauen „as an already constituted, coherent group with identical interests and desires, regardless of class, ethnic, or racial location, or contradictions“ (ebd.: 21) für verfehlt. Solch eine Auffassung impliziere, wie Mohanty schreibt, „a notion of gender or sexual difference or even patriarchy that can be applied

universally and cross-culturally.“ Überdies unterstellt die Rede von der Homogenität, so Mohanty kritisch (vgl. ebd.: 38), eine den sozialen Beziehungen vorausgehende Gruppenidentität von Frauen. Vernachlässigt wird dadurch die Bedeutung von etwa „legal, economic, religious, and familial structures“ (ebd.: 40), durch die soziale Beziehungen zwischen Frauen *sowie* zwischen Frauen und Männer geordnet werden. Und es sind diese sozialen Beziehungen, in welche Frauen wie auch Männer involviert sind, in welche sie formend eingreifen und zugleich von ihnen geformt, d.h. konstituiert werden, so die Autorin. (Vgl. ebd.: 25 f., 40, 42) Mohanty spricht sich also dafür aus, unterschiedliche soziale Ordnungskategorien wie auch soziale Institutionen und Beziehungen als Quellen der Bildung weiblicher Subjektivität zu begreifen. Folglich geht es ihr - mit Kerner formuliert - um die Kontextualisierung von Gender, ohne die Geschlechtlichkeit selbst zum Thema zu machen. Dafür macht sie aber auf die Relationalität von *gender* sowie von Geschlechterverhältnissen und Verhältnissen zwischen Frauen aufmerksam.

Mohanty lehnt die westlich-feministische Einschätzung von Geschlechterverhältnissen als Unterdrückungsverhältnisse ab. Ihrer Ansicht nach führt die Analyse von Geschlechterdifferenzen als Ausdruck einer globalen männlichen Herrschaft oder eines monolithischen Patriarchats zur Konstruktion einer reduktionistischen und homogenisierenden „Third World difference“, „that stable, a historical something that apparently oppresses most if not all women in this countries“ (ebd.: 19, vgl. Kerner 1999: 43). Eine derartige, von allen Differenzen und konkreten Unterdrückungsgründen absehende, die Geschlechterverhältnisse als binär, oppositiv und jenseits von sozialen Beziehungen entwerfende und letzten Endes von Unterdrückungserfahrungen von Frauen in der ersten Welt gefärbte Annahme - Mohanty bezeichnet dies als ethnozentrischen Universalismus - homogenisiert, systematisiert und vereinnahmt die Unterdrückung der Frauen in der Dritten Welt (vgl. dies.[1986] 2003: 20 f., 38 f.). Für Mohanty ist das nichts anderes als eine Form von diskursiver Kolonialisierung der komplexen Lebenslagen von Frauen in der Dritten Welt. Denn, so die Autorin, „colonization always implies relation of structural domination and a suppression (...) of the heterogeneity of the subjec(t)s in question.“ (Ebd.: 18) Und diskursive Kolonialisierung ist für Mohanty ein Ausdruck von Machtausübung (vgl.

ebd.). Diese Macht, so die Feministin entschieden, „needs to be defined and named.“ (Ebd.: 20) In diesem Zusammenhang erinnert sie westliche Feministinnen an ihre mit Machtwirkungen ausgestattete hegemoniale Position als Intellektuelle. Sie meint:

„Western feminist writing on women in the Third World must be considered on the context of global hegemony of western scholarship - that is the production, publication, distribution, and consumption of information and ideas. Marginal or not this writing has political effects and implications beyond the immediate feminist or disciplinary audience. One such significant effect of the dominant ‘representations’ of Western feminism is its conflation with imperialism in the eyes of particular Third World women.“ (Ebd.: 21)

Die hegemoniale Sicht beinhaltet nicht nur die soeben beschriebene diskursive Kolonialisierung der Lebenssituation und Unterdrückung von Frauen in der Dritten Welt, sie zeigt sich auch in der Konstruktion des Referenzsubjekts „Dritte-Welt-Frau“. Mohanty erklärt den Modus wie folgt: Es wird, so die Wissenschaftlerin in Anlehnung an poststrukturalistische und postkoloniale TheoretikerInnen (siehe dazu ebd.: 41), das eigene „authorial subject() as the implicit referent“ (ebd.: 21) und normbildende Instanz herangezogen, um die „cultural others“ (ebd.) zu kodifizieren und zu repräsentieren. Diese, ihrer Ansicht nach euro- bzw. ethnozentrische und sich als Universalie ausgebende Konstruktion setzt das Selbst als das Zentrum und den Anderen als das Peripherie.⁷⁸ Damit wird ein Subjekt-Objekt-Verhältnis installiert, in dem die westliche Frau als säkular, befreit und selbstbestimmt und die „Dritte-Welt-Frau“ als ungebildet, traditionsbewusst, familienorientiert und unfrei erscheint. Mohanty kritisiert diese viktimisierende und der Logik nach den Frauen aus der Dritten Welt widerständige Handlungsfähigkeit absprechende Differenzkonstruktion bzw. Repräsentation nachdrücklich. Mehr noch: Auch sie beinhaltet kolonialisierende Wirkungen und sei mithin eine Form von Machtausübung. (Vgl. ebd.: 21 f., 39-42, und dies. [2002] 2003: 225, 230, vgl. auch Kerner 1999: 43)

⁷⁸ Die Konstruktion ist laut Mohanty dem „Western humanism“ geschuldet, welcher „repeatedly confirms and legitimates (Western) man’s centrality“ und „the necessary recuperation of the ‘East’ and ‚Women‘ as others.“ (Dies. [1986] 2003: 41) Mohanty spricht hier zwar von der humanistischen, also modernen Denktradition, aber sie beschreibt letztlich den von poststrukturalistischen Differenztheoretikerinnen kritisierten Phallogozentrismus. So rekurriert sie Luce Irigaray, ohne sich aber der Denkschule von Irigaray zuzuordnen.

Mohanty zeichnet also nach, was diskursive Äußerungen bewirken. Insofern arbeitet sie den Zusammenhang von Macht und Wissen heraus, den sie in ihrem Aufsatz von 2002 mit Michel Foucault rückblickend auch so schildert: „I wanted to expose the power-knowledge nexus of feminist cross-cultural scholarship expressed through Eurocentric, falsely universalizing methodologies that serve the narrow self-interest of Western feminism.“ (Ebd.: 222 f., vgl. auch ebd.: 225) Obgleich Mohanty Foucault als Bezugstheoretiker anführt, verwendet sie nicht sein Machtmodell. Dennoch schwingt Foucaults Denken in ihrer Kritik am westlichen feministischen Diskurs mit. So deckt sie auf, wie durch Diskurse Gegenstände hervorgebracht werden, in diesem Falle das Subjekt „die unterdrückte Dritte-Welt-Frau“. Um Missverständnissen vorzubeugen: Mohanty geht an keiner Stelle ihres Aufsatzes so weit, um im Sinne von Foucault zu behaupten, das Individuum und seine Erkenntnisse seien Ergebnisse der Macht. Sie ist eher darum bemüht nachzuweisen, dass die von ihr kritisierten Diskurse fragwürdigen Denkmustern verhaftet sind und bleiben (vgl. [1986] 2003: 39 ff.). Allerdings gibt es eine gewisse Parallele zu Foucaults Charakterisierung von Diskursen als Machtinstrumenten und -effekten. Sie beschreibt feministische westliche Diskurse insofern als Machtinstrumente, als durch kolonialisierende und opposite Repräsentationsweisen nicht nur die Geschlechter, sondern auch Frauen aus der Ersten und der Dritten Welt hierarchisiert und mithin Machtverhältnisse zwischen ihnen ins Werk gesetzt werden (vgl. Kerner 1999: 43) - was ja die Autorin als Machtausübung definiert. Und sie beschreibt besagte Diskurse insofern als Machteffekte, als die Dominanz westlicher Wissensproduktion ein Diskursfeld ausbildet, in dem die Definitionsmacht auf Seiten derselben liegt - wovon sich Mohanty zufolge der westliche feministische Diskurs nicht freisprechen kann. Durch Diskurse werden also Macht- bzw. Herrschaftsverhältnisse perpetuiert. Genau dagegen richtet sich die binnendifeministische Kritik von Mohanty. Ihr intellektuelles Engagement wiederum ist beispielhaft dafür, worauf auch Foucault hingewiesen hatte, dass nämlich Diskurse keine monolithischen Gebilde sind. Insofern ist Mohantys Kritik als ein Eingriff zu begreifen, machtvolle Diskurse zu zerstören. Sie selbst positioniert sich dementsprechend und meint, dass „[a]ny discussion of the intellectual and political construction of ‘The Third World feminism’ must address it-

self to two simultaneous projects: the internal critique of hegemonic ‘Western’ feminism and the formulation of autonomous feminist concerns and strategies that are geographically, historically and culturally grounded. The first project is one of deconstructing and dismantling; the second is one of building and constructing. (...) It is the first project that I address myself here.” (Dies. [1986] 2003: 17)

4. Geschlecht und Macht in Naila Kabeers feministischem Entwicklungsansatz

In der Einführung von *Reserved Realities. Gender Hierarchies in Development Thought and Practice* streift Naila Kabeer den in der Einleitung dieser Diplomarbeit schon besprochenen entwicklungspolitischen Paradigmenwechsel und formuliert die machtkritische und geschlechtsspezifische Stoßrichtung ihres im Rahmen des britischen *Institute of Development Studies* (IDS) entwickelten Ansatzes (vgl. dies: 54): der *Social Relations Framework* (SRF). Sie schreibt:

„The shift from ‘women’ to ‘gender relations’ as the key focus of analysis in development was an attempt by some feminist scholars to bring the power relations between women and men into picture. The problem to relying on ‘women’ as the analytical category for addressing gender inequalities was that it led to a focus on women in isolation from the rest of their lives and from the relationships through which such inequalities were perpetuated.“ (Ebd.: xii)

Kabeer kritisiert hier implizit und im zweiten Kapitel ihres Werkes explizit die liberalfeministische WID-Schule. So stellt sie eine wesentliche Analyseschwäche fest, die sie ihr und dem Liberalismus insgesamt anlastet: namentlich der dem methodologischen Individualismus⁷⁹ immanente, aus dem sozialen Kontext herausgerissene und ‚körperlose‘ Subjektbegriff und damit zusammenhängend sein reduktionistischer Entwurf von Handlung und Handlungskontext, von sozialen Akteuren und Strukturen also (vgl. ebd.: 13-19, 27-37). Diesen für Kabeers Geschlecht- und Machtbegriff wichtigen Konnex werde ich noch skizzieren. An dieser Stelle möchte ich aber anmerken, dass sie im Zitat - ebenfalls implizit - den marxistischen Feminismus dependenz- und subsistenztheoretischer Provenienz aufgreift (vgl. ebd.: 46-53) und dessen zwei Elemente, die sie im Liberalfeminismus bzw. Liberalismus vermisst, in ihre eigene Analyse integriert: namentlich die sozialen Strukturmomente „Klasse“ und „Patriarchat“ als wichtige Determinanten der machtbesetzten sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern wie auch der Konstruktion von Geschlecht. Auch diesen

⁷⁹ Dieter Nohlen (2002: 536) definiert den methodologischen Individualismus als eine sozialwissenschaftliche Strategie, die gesellschaftliche „Phänomene aufgrund von Handlungen und Handlungsmustern individueller Akteure, d.h. ihrer Handlungsdispositionen: Intentionen, Ziele, Neigungen, Verhaltensweisen, etc.“ zu erklären sucht, und in ihrer „aufgeklärten Anwendung“ würden, so Nohlen weiter, „sowohl die Handlungskontexte als auch die nicht-beabsichtigten Folgen individueller Handlungen berücksichtigt.“

Zusammenhang werde ich skizzieren. Ich werde aber auch mit Kabeer aufzeigen, dass sie einen Mittelweg zwischen dem Liberalismus und dem Materialismus sucht, um sowohl die Akteurs- als auch die Strukturperspektive nutzbar zu machen für ihre Analyse von Geschlechterverhältnissen. Auf die von ihr als zu abstrakt und deterministisch bewertete, holistische Untersuchungsmethode des materialistischen Feminismus sich beziehend und den methodologischen Individualismus kritisierend, schreibt Kabeer entsprechend:

„Despite their obvious political differences, both the accounts of women in the international context discussed so far (...) are located at similarly abstract and highly aggregated systems of domination rather than in the specific institutions, constraints and practices through which these systems of domination are manifested in people's every day lives. They represent a form of 'holistic' analysis which effectively reserves the flow of causality found in methodological individualism, so that instead of flowing up from the lowest level of analysis, causality is now imposed top-down from the higher levels (...) . (...) An alternative form of 'holism' is possible which seeks to uncover the interconnections between different spheres and levels of society, and between individuals and social structures. A concern to structural forces need not preclude awareness of women and men as historically located actors coping with, and seeking to transform, the condition of their lives. And while dominance may be a near-universal phenomenon, it generally operates in more concealed and variable ways than allowed by the global patriarchal model. It may take the form of brute male force (...), but more often it operates as an aspect of organisation of collective life.” (Ebd.: 53 f.)

Eines lässt sich jetzt schon festhalten bzw. vorwegnehmen: Kabeer argumentiert aus einer entwicklungssoziologischen Perspektive, entwirft die Adressaten der Entwicklungszusammenarbeit - Frauen und Männer - als handlungsfähige und nicht ein für alle Mal determinierte Subjekte, lokalisiert die Geschlechter vorerst soziohistorisch, später auch bio-sozial, soziokulturell und -ökonomisch, zudem weist sie auf die zwar in sich dynamischen und gesellschaftlich hergestellten, aber dennoch asymmetrischen Geschlechterverhältnisse hin. Damit kommen wir auf unser Thema zurück, auf den Begriff des Geschlechts und der Macht nämlich.

4.1. Der Begriff des Geschlechts

Ein Ausgangspunkt von Kabeers Geschlechtsbegriff ist die kritische Auseinandersetzung mit dem liberalen Begriff des Individuums, dem „rational individual“ (ebd.: 27). Ihre Kritik setzt an bei der uns aus dem Liberalfeminismus bekannten gleichheitstheoretischen Fundierung des Menschen qua Vernunft und Handlungskompetenz, „the ability to reason, to choose the best means to achieve (...) goals.“ (Ebd.) Für Kabeer basiert dieses Konstrukt auf dem „normative dualism“ (Jagger 1983, zitiert in Kabeer 1994: 27), d.h. auf der hierarchischen und vergeschlechtlichten Entgegensetzung von etwa Geist/Kultur respektive Körper/Natur. Kurz: Kabeer hinterfragt den modernen androzentrischen Subjektbegriff. Ihre Kritik wird deutlich in ihrer Analyse des Zusammenhangs zwischen dem Rationalitätsbegriff und der davon abgeleiteten Auffassung über die Geschlechtergleichheit und die Gleichheit zwischen Frauen (ebd.: 27-34).

Im Konzept der Geschlechtergleichheit entlang von Rationalität bemängelt Kabeer die Abwertung von körperlichen und emotionalen Fähigkeiten und den entsprechenden Tätigkeiten: „Human effort that requires the exercise of intellectual faculties is given precedence over manual labour; work that is guided by instrumental criteria is given precedence over effective labour.“ (Ebd.: 27) Kabeer kritisiert ferner die mit „Rationalität“ einhergehende Nichtbeachtung der „social implications of biology for individual agency, choice and rationality“ (ebd.: 28). Um zwei von ihr angeführte Beispiele zu nehmen, die Handlung und Wahl betreffen und in ihr Geschlecktkonzept eingelassen sind, heißt das: Die körperliche Differenz zwischen den Geschlechtern, wie etwa Gebären oder Stillen, impliziert Kabeer zufolge nicht nur, dass diesbezüglich nicht von einer Wahl gesprochen werden kann, sondern auch, dass es je nach Geschlecht unterschiedliche Erfahrungen von Körperlichkeit und unterschiedliche Formen der Partizipation an der Gesellschaft existiert. Und wie gesellschaftliche Arrangements hinsichtlich der Befriedigung biologischer Grundbedürfnisse - hier führt sie Bedürfnisse nach „water, food, clothing, shelter, health care“ (ebd.) an, was ihren entwicklungsrechtlichen Hintergrund sehr gut wiedergibt - organisiert werden, impliziert nicht nur, so Kabeer, dass dadurch die Erfahrungswelt der Geschlechter unterschiedlich strukturiert wird, sondern

auch, dass je nach körperlicher Verfassung - „the very young, the very old, the disabled, and the sick“ (ebd.) - die Arbeit, die dazu nötig ist, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, von unterschiedlicher Intensität ist und unterschiedliche Wahl- oder Handlungsmöglichkeit nach sich zieht. (Vgl. ebd.) Kabeer verwehrt sich also gegen liberale Begriffskonstrukte, die jenseits der geschlechtlichen Körperlichkeit und körperlichen Verfassung stehen und die Tätigkeiten, welche unmittelbar die Körperlichkeit betreffen, abwerten beziehungsweise geistige und körperliche Arbeit hierarchisieren. Sie verwehrt sich auch gegen Konstrukte, die das Eingebundensein von Individuen in die Gesellschaft ignorieren. Fernerhin sind für sie sowohl Körperlichkeit als auch Tätigkeit keine Begriffe, die ohne weiteres mit Handeln- und Wählen-Können in Zusammenhang gebracht werden können. Das Kabeersche Subjekt ist also nicht nur ein geistiges, sondern auch körperliches bzw. körperlich tätiges Subjekt, das in die Gesellschaft eingelassen ist und dessen Erfahrungswelt sowohl von der „Natur“ als auch von der „Gesellschaft“ beeinflusst wird. Ihr Begriff des Subjekts und mithin des Geschlechts enthält dementsprechend sowohl *gender* als auch *sex*. „Geschlecht“ ist also eine bio-soziale Kategorie.

Was die Gleichheit innerhalb der Genus-Gruppe „Frau“ anbelangt, so fußt sie – Kabeer zufolge – auf demselben Argument: dem des ‚körperlosen‘, rationalen Subjekts (vgl. ebd.: 30). Kabeer entkräftet das Gleichheitspostulat mit einer Reihe von im entwicklungspolitischen Diskurs beheimateten „Third World Feminists“ (ebd.: 31), wie etwa jene von der DAWN-Gruppe. Dabei arbeitet Kabeer u.a. politökonomisch bedingte (*class*) und auf Hautfarbe (*race*) zurückführbare, global und lokal wirkende strukturelle Ursachen der Ungleichheit zwischen Frauen heraus, aber auch die daraus resultierende Unmöglichkeit eines alle Frauen umfassenden Feminismus, einer voraussetzungslosen weltweiten Solidarität unter Frauen (*global sisterhood*) und einer die Interessen aller Frauen vereinenden Politik (vgl. ebd.: 30-33, 38). Kabeer argumentiert also, um auf den Begriff des Geschlechts zurückzukommen, im Sinne der Intersektionalitätstheorie und des Postkolonialismus, indem sie andere soziale Kategorien hervorhebt und diese in ihre Überlegungen einbezieht. Ein einheitliches Subjekt „Frau“ wäre also mit Kabeer nicht begründbar, ebenso wenig der alleinige Fokus auf *gender*. Davon zeugt auch ihre teils an Ann Whitehead (1981) entlehnte

Feststellung, dass „[w]hile ‘gender is never absent’, it is never present in pure form. It is always interwoven with other social inequalities, such as class and race, and has to be analysed through a holistic framework if the concrete conditions of life for different groups of women and men are to be understood.“ (Ebd.: 65) Wie wir noch sehen werden, beschränkt sich diese Aussage auf zwei soziale Kategorien, *gender* und *class* nämlich. Zumindest wird der Begriff des Geschlechts von ihr erweitert.

Der Begriff des Geschlechts wird von Kabeer auch strukturtheoretisch eingebettet. Sie fächert diesen Aspekt über die Diskussion der Dependenz- bzw. Subsistenz-Schule auf. Kabeer schreibt:

„Within the development studies, feminist using a Marxist perspective they have shared a common starting point in its analysis of capital accumulation as the driving force behind unequal development and social order. They have also shared a common view of sexual inequalities as systematically produced, and indeed essential to, a fundamentally unequal international order. However, they have diverged from traditional Marxism - and from each other - in the place they give to sexual inequality in their explanation of overall social inequality.“ (Ebd.: 46)

Der Punkt, an dem sich die Geister scheiden, ist einer, den wir aus dem materialistischen Feminismus kennen, nämlich der der Fragestellung nachgehende, welche Rolle der Kapitalismus und das Patriarchat bei der Unterdrückung der Frau spielen und wie die beiden Strukturmomente zu bewerten sind, will man ihre Rolle bei der Herstellung der sozialen Kategorie „Geschlecht“ und der asymmetrischen sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern verstehen. Diesen Faden nimmt Kabeer auf und kritisiert Dependenzfeministinnen und Subsistenzdenkerinnen ob der Überbetonung eines dieser Momente.⁸⁰ Aus die-

⁸⁰ Interessanterweise wirft sie den Vertreterinnen der Subsistenz-Schule fast genau das vor, was auch Mohanty den westlichen Feministinnen vorgeworfen hatte. Dabei arbeitet sie ihre Kritik am Beispiel von Maria Mies‘ Untersuchungen heraus und meint, dass Mies ‘starres’ (ahistorisches, verallgemeinerndes, männliche Gewalt als das bestimmende Element verstehendes, die Geschlechterverhältnisse als antagonistische darstellendes, Frauen viktirisierendes und Männer

ser hier angeschnittenen, kritischen Diskussion zieht sie aber auch wesentliche Erkenntnisse für ihren Ansatz heraus (vgl. ebd.: 46, 49, 51 f., 54-68),⁸¹ welcher an den als patriarchal-kapitalistisch ausgelegten Geschlechtsansatz des sozialistischen Feminismus erinnert. So stellt Kabeer die geschlechtliche Arbeitsteilung und mithin den Körper sowie die Reproduktions- und Produktionsarbeit in den Mittelpunkt ihrer patriarchats- und kapitalismuskritischen Analyse von Geschlecht. Fernerhin zieht sie eine Analysestrategie vor, die induktiv vorgeht, dabei auf verschiedenen Ebenen ansetzt und die Wechselwirkungen derselben in Betracht zieht: Gemeint sind die Ebenen Haushalt, Staat und Markt. Kabeer definiert sie alle als von den Strukturmomenten „Patriarchat“ und „Kapitalismus“ geprägte soziale Institutionen. Als solche bestimmen sie ihr zufolge die Geschlechtsidentität, und zwar durch die in sie eingelassenen und durch soziale Beziehungen sich manifestierenden sozialen Regeln, Normen und Praktiken. Kabeer analysiert auch die Effekte, die von den sozialen Institutionen ausgehen und sich in den Beziehungen der Geschlechter materialisieren. Dabei identifiziert sie Männer „as social category and as individuals“ (ebd.: 49) - als Nutznießer der Verhältnisse. Deshalb beschreibt sie auch an vielen Stellen ihres Werkes die Geschlechterverhältnisse als asymmetrische, von „male power“ durchzogene soziale Verhältnisse. Geschlechterverhältnisse versteht sie zwar als sozial induzierte und strukturell vorgegebene Machtverhältnisse, was aber nicht suggerieren sollte, dass Kabeer diese als unveränderliche begreift. Sie beschreibt die Geschlechter als handlungsfähige Subjekte, welche die asymmetrischen Geschlechterverhältnisse umgestalten können - dazu aber später. An dieser Stelle ist festzuhalten, dass Kabeer „Geschlecht“ als eine relationale, in so-

verteufelndes) Patriarchatskonzept „leads her into (...) hopeless political cul-de-sac“ (ebd.: 53), sprich: Mies ordnete fälschlicherweise vielfältige gesellschaftliche Phänomene unter einen Oberbegriff und unterminierte dadurch unnötigerweise das Erklärungspotenzial des Begriffes (vgl. ebd.: 52 f.) Wüsste man nicht, dass Kabeer und Mohanty ein und dieselbe Wissenschaftlerin interpretieren, könnte man glauben, es handele sich um verschiedene Personen bzw. Denkansätze. Welche der Lesarten von Mies‘ stimmt, soll und kann hier nicht entschieden werden. Wichtig war mir darzulegen, auf was die beiden Feministinnen abstellen.

⁸¹ An dieser Stelle sollte aber nicht unerwähnt bleiben, dass sie ihre kritische Bezugnahme auch mithilfe von anderen Wissenschaftlerinnen formuliert bzw. mit ihnen ihren Geschlechtsbegriff entwickelt, und zwar insbesondere mit Gayle Rubin und mit der sogenannten SOW-Gruppe (Subordination of Women), einer Gruppe von Entwicklungsforcherinnen aus dem Kontext des Brightoner Forschungsinstituts IDS (vgl. dies. 1994: 54). Letztere wiederum, aber auch Dependenz- und Subsistenztheoretikerinnen werden zu den Vertreterinnen des so genannten WAD-Ansatzes (Women And Development) gezählt (vgl. Frey 2003, Young 2002).

zialen Institutionen und Beziehungen erzeugte Größe entwirft.

Um Kabeers relationalen Geschlechtsbegriffs zu verdeutlichen, bietet sich die folgende Paraphrase von Karl Marx‘ Diktum zu sozialen Beziehungen an:

„What is a domesticated women? A female of the species. The one explanation is as good as the other. A women is a women. She only becomes a domestic, a wife, a chattel, a playboy bunny, a prostitute, or a human dictaphone in certain relations. Torn from this relationships, she is no more the helpmate of man than gold in itself is money“. (Rubin 1975, zitiert in Kabeer 1994: 55)

Dass mit „Frau“ soziale Positionen und kulturelle Bedeutungen unterschiedlichster Art einhergehen, ist Kabeer nach einer Frage der Gesellschaft, genauer eine der Geschlechterverhältnisse (*gender relations*), definierbar als das „full ensemble of social relationships“ (ebd.), beziehungsweise, als die von „social rules and practices“ (ebd.: 56) konstruierte soziale Beziehung. Wie aber der soziale Vergeschlechtlichungsprozess vonstatten geht, also *sex* in *gender* transponiert wird, das erklärt sie wie folgt:

„Gender relations ... simultaneously suppress natural similarities between the sexes and exacerbate the differences, ensuring that the male and female of the human species are channelled into mutually exclusive categories of women and men, based on mutually exclusive traits of masculinity and femininity.“ (Ebd.)

Den Prozess des Verwischens von Ähnlichkeiten und Heraushebens von Unterschieden bezeichnet Kabeer als „highly selective interpretation of the human body“ (ebd.), weil lediglich die generative Funktion des menschlichen Körpers markiert, aber seine Bedeutung für die Wahrnehmung der Welt (vgl. ebd.: 55 f.) nicht in Betracht gezogen werde. Das ist eine der Erklärungen, die Kabeer anbietet. Sodann argumentiert sie, warum die Verschiebung einer biologischen Kategorie in eine soziale Kategorie nicht ohne weiteres geht. Dabei liefert sie Denkfiguren, die sich in ihr Vorhaben, den Geschlechtsbegriff als eine strukturelle wie auch offene Kategorie zu konzeptualisieren, einfügen, und zwar: dass die soziale Organisation von Produktion und Arbeit historisch contingent sei, wovon der Körper – siehe etwa die Körpergröße – nicht auszunehmen wäre; dass kulturelle Normen von Männlichkeit/Weiblichkeit aufgrund von z.B. „unique quality of human beings to resist, choose and interpret ... rules and prac-

tices“ (ebd.: 56) sich nicht ein-zu-eins umsetzen ließen; dass schließlich nicht nur die Geschlechterverhältnisse, sondern auch andere soziale Verhältnisse „the way which biological difference is translated into gender inequality“ (ebd.) bestimmten, dabei seien vor allem *class* und *gender* diejenigen Momente, die in einem Wechselverhältnis stünden und Ungleichheit zwischen Frauen bewirkten (vgl.: 56 f.). In diesen drei Hauptargumenten ist die von ihr favorisierte Situierung des Subjekts als historisch, ökonomisch und kulturell Gegebenes enthalten, ebenso die Betonung der Differenz zwischen den Frauen. Und neben ihrem Verständnis von Normen, Regeln und Praktiken als dynamischen Entitäten (vgl. ebd.: 55) bildet ihr Hinweis auf die – von ihr nicht näher bestimmte, aber offensichtlich ontologisch gedachte – menschliche Fähigkeit, widerständiges Handeln entwickeln zu können, die Grundlage für ihr Plädoyer, Subjekte nicht als determinierte zu sehen. Von hier aus versucht Kabeer die Akteurs- und Strukturperspektive miteinander zu versöhnen, also: die Handlungsfähigkeit des Subjekts zu unterstreichen, ohne die strukturellen Rahmenbedingungen von Handeln auszublenden; die Gesellschaft strukturierende Momente wie *class* und *gender* zu betonen, ohne dem Subjekt das Eingriffspotenzial in soziale Verhältnisse abzusprechen. Vor diesem Hintergrund unternimmt Kabeer die Analyse von den weiter oben genannten sozialen Institutionen als Quellen der Geschlechtsidentität und der asymmetrischen Geschlechterverhältnisse.

Die soziale Institution „Haushalt“ ist für Kabeer ein entscheidender Ort. Familiale soziale Beziehungen, „kinship and family“, ordnen ihr zufolge „gender both as individual identity as well as social inequality“ (ebd.: 57). Sie seien auch „governed by social ‘rules’ which determine how assets are to be distributed between the occupants of the different relationships, how authority and status are to be assigned, and how labour allocated. Familial relationships are a primary mechanism through which social meanings are invested in, social controls exercised over women’s bodies, labour, sexuality, reproductive capacity and live choices“ (ebd. 58), kurz: das System „Familie“ ist die erste reproduktive, wenn man so will, Durchgangsstation für *gender* und *gender relations*. Die zweite sind der Staat und der Markt. Letzterer wird von Kabeer auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hin thematisiert, darauf, welche Bedeutung und Folgen sie bei der Erzeugung von geschlechtsspezifischen Normen, Regeln

und Praktiken hat und wie diese sich auf Frauen und Männer auswirken. So schreibt sie:

„At its simplest, the gender division of labour can be seen as the allocation of particular tasks to particular people. It becomes a social structure to the extent that this allocation poses a constraint on further practice . . . This happens in a number of interrelated ways. Prior divisions of labour become sedimented through practice so that they take on the significance of social rules . . . What may have started out as a way of organizing labour takes on a normative significance so that values become embodied in the task and in who does them. The routine assignment of women and men to specific tasks become intimately contexts . . . To challenge the gender division of labour within a social order is to change the basis of core gender identities.“ (Ebd.: 59)

Kabeer stellt also einen Zusammenhang zwischen routinierter geschlechtlicher Arbeitsteilung und Internalisierung, Naturalisierung und im Besonderen Normalisierung derselben her, was auch nicht verwundert, dass sie die Überwindung der geschlechtsspezifischen Asymmetrien an die Überwindung der eben-solchen Arbeitsteilung koppelt. Dieser Zusammenhang ist bei Kabeer insofern elementar, als sie den gleichen Mechanismus in allen Bereichen der öffentlichen Sphäre ausmacht (vgl. ebd.: 59 ff). So kommt sie zum Schluss, dass „gender is seen to be an aspect of all organizational relation and behaviour, more distinct and explicit in some institutional locations than others, but always interacting to shape the identities, practices and life-chances of different groups of women and men in quite specific ways. An analysis of rules, norm and practices through which different institutions construct gender divisions and hierarchies help to uncover the underlying shared ideologies which govern apparently distinct and separate institutions.“ (Ebd.: 61)

4.2 Der Begriff der Macht

In Anbetracht, dass auch so bezeichnete „Ohnmächtige“ widerstandsfähig sind, möchte Kabeer Abstand nehmen von, wie sie sie nennt, statischen Kategorien, die Macht und Ohnmacht fest zuschreiben. Ihr Ziel ist es Macht und Ohnmacht dynamisch zu analysieren, d.h. Ermächtigung (*empowerment*) und Entmächtigung (*disempowerment*) zum Gegenstand zu nehmen (vgl. dies. 1994: 224). Es besteht aber die Frage, was Macht selber ist. Kabeer entwickelt aber keine eigenständige Machtheorie, sondern bezieht sich auf Steven Lukes Werk „Power: A Radical View“ (1974). Lukes unterscheidet drei Machtdimensionen, die von ihrer Grundstruktur her auf Max Webers Machtdefinition Bezug nehmen, weil die Asymmetrie letztlich das dominierende Prinzip ist.

Die erste Dimension ist „Macht zu“ (*power to*): „It defines power as the capacity of an actor to affect the pattern of outcomes against the wishes of other actors and asks the question ‘who prevails in decision-making?’“ (Kabeer 1994: 224) Dieser uns bekannten intersubjektiven Weberschen Argumentation, welchen Kabeer in der liberalfeministischen WID-Schule ausmacht, sieht sie noch aufbaufähig ohne direkte Kritik zu formulieren (vgl. ebd.: 224 f.).

Eine erste Überwindung bietet Kabeer zufolge „Macht über“ (*power over*), die zweite Machtdimension. Sie ist institutionalistisch, will weg „from the interpersonal exercise of power to its institutionalized basis“ (ebd.: 225). Kabeer weist damit auf Institutionen als hintergründigen Machtreproduzenten hin, die über „biased norms, rules and procedures“ (ebd.) funktionieren und begrenzen können, was die Subjekte in ihren Machtbeziehungen entscheiden oder eben auch nicht entscheiden können:

„A broader view of power would focus not only on the enactment of decisions, but also on exclusion of certain issues from the decision-making agenda, so that they are suppressed from being ‘decisionable’ (ebd.).“

Die Schlussfolgerung lautet, dass „[o]vert discrimination or patriarchal conspiracies are unnecessary when male privilege can be assured simply by mobilizing routine institutional procedures.“ (Ebd. 226)

Beide Ansätze eint Kabeer zufolge, dass sie die Machtkonflikte als stets identifizierbare unterstellen:

„There is no room here for the idea that ,interests might be unarticulated or unobservable, and above all, for the idea that people might be mistaken about, or unaware of, their own interests‘ (...) Lukes offers a third dimension of power to address this gap. (...) It recognizes that conflicts of interest may be suppressed not only from the decision-making agenda, but also from the consciousness of the various parties involved“ (Ebd.)

Für Kabeer ist dieser Zusammenhang, in dem enthalten, was Feministinnen als so genannte „Macht von innen“ (*power within*) begreifen, die qua Normen legitimiert ist. Die Annahmen sind: der Dualismus Transparenz/Intransparenz einerseits und der Dualismus richtiges Bewusstsein/falsches Bewusstsein andererseits (vgl. ebd.: 227). Gendertheoretisch sieht Kabeer aber kein Ergänzungsverhältnis zwischen beiden Dualismen:

„... positing non-transparency of strategic gender interests does not necessarily imply false consciousness on the part of women. Interests emerge out of different dimensions of social life, but they are always rooted in experience“ (ebd.: 228)

Schließlich hält Kabeer fest, dass für Frauen *empowerment* eine *power from within* sein muss als Attribut „to improving their ability to control resources, to determine agendas and make decisions“ (ebd.: 229).

5. Resumee

Im Resumee der vorliegenden Arbeit muss kritisch festgehalten werden, dass Kabeers entwicklungspolitischer Feminismus den in den Eingangsabschnitten untersuchten theoretischen Erfordernissen nach Differenzierung in der Genderanalyse nicht Rechnung tragen kann. Ihr begriffstheoretischer Ansatz ist praxisorientier und bleibt technisch, so dass er gesellschaftstheoretischen Ansprüchen nicht gewachsen ist. Es scheint, als wolle sie über den Arbeitsbegriff eine Universalrezeptur für hochdifferenzierte gesellschaftliche Bedingungen konstruieren. Und so sehr sie auch bemüht ist, ein Geschlechtsbegriff zu entwerfen: Dieser wird zu einfach abgeleitet aus Arbeitsweltbedingungen und den ihnen spezifischen Analysetools.

Kabeers „Machtbegriff“ wiederum ist passförmig zu ihrer Genderkonzeption entworfen. Ihr theoretischer Gender-Rahmen überstülpt ihrer Machtkonzeption ihre konstitutiven Bestandteile (Normen, Regeln, Praxis).

Literatur

Aufsätze, deren ursprüngliches Erscheinungsjahr von dem des Sammelbandes abweichen, sind in eckigen Klammern nach dem Namen der Autorin oder des Autors gesetzt

Alsop, Rachel/Fitzsimons, Annette/Lennon, Kathleen, with a guest chapter on psychoanalysis by Ros Minsky 2009: Theorizing gender. Cambridge/Oxford/Malden.

Amy, Allen 1999: The Power of Feminist Theory. Domination, Resistance, Solidarity. Boulder/Oxford.

Amy, Allen 2009: Gender and Power. In: Stewart R. Clegg und Mark Haugaard (Hg.): The SAGE Handbook of Power. Los Angeles/London/New Delhi et al.. S. 293-309.

Amy, Allen 2011: Feminist Perspectives on Power. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy.

Quelle: <http://plato.stanford.edu/archives/spr2011/entries/feminist-power/>
(zugegriffen am 05.02.2012)

Arendt, Hannah 2009: Macht und Gewalt. Neunzehnte Auflage. München.

Arendt, Hannah 1960: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München.

Aulenbacher, Brigitte 2008: Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Silvia Marlene Wilz (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden. S. 139-166.

Becher, Catrin 2004: Systeme des Nichtwissens, Expertentum und die Macht der Wissensproduktion: zur Konstruktion von Frauen und Gender in der Entwicklungszusammenarbeit. In: Bettina Boeckle, Michael Ruf (Hg.): Eine Frage des Geschlechts. Ein Gender-Reader. Wiesbaden. S. 153-167.

Becker, Ruth/Kortendiek, Beate 2005: Reflexionen zum Stand der Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. In: Journal Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 18. S. 24-30. (Als Vortrag erstmals gehalten bei der Jahrestagung „Anstößige Einflüsse“ des Netzwerks NRW 2004)

Becker-Schmidt, Regina [1993]: Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnisse

nis: Soziale Dimensionen des Begriffs „Geschlecht“. In: Hark Sabine (Hg.): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2007. S. 115-127.

Becker-Schmidt, Regina 1999: Frauen-, Geschlechter- und Geschlechterverhältnisforschung in Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Ein Vortrag anlässlich des wissenschaftlichen Kolloquiums des NFFG „Geschlechterverhältnisse - Naturverhältnisse“ am 17. September 1999 an der Universität Hannover.

Quelle: <http://www.nffg.de/vortragbs.htm> (zugegriffen am 04.03.2005).

Becker-Schmidt, Regina 2011: Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: Feministische Theorien zur Einführung. Fünfte, ergänzte Auflage. Hamburg. S. 14-64.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli 2011: Vorbemerkung. In: Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: Feministische Theorien zur Einführung. Fünfte, ergänzte Auflage. Hamburg. S. 7-13.

Benería, Lourdes/Sen, Gita [1981]: Accumulation, Reproduction and Women's Role in Economic Development: Boserup Revisited. In: Nalini Visvanathan, Lynn Duggan, Laurie Nisinoff et al. (Hg.): The Women, Gender and Development Reader. London/New Jersey/Dhaka et al. 1997. S. 42-51.

Braidotti, Rosi 1998: Sexual Difference Theory. In: Allison Jagger, Iris Marion Young (Hg.): A Companion to Feminist Philosophy. Malden/Oxford. S. 298-306.

Braidotti, Rosi 2011: Sexual Difference Theory. In: Rosi Braidotti: Nomadic Subjects: Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory. Zweite Auflage. New York.. S. 91-115.

Braig, Marianne [1999]: Fraueninteressen in Entwicklungstheorie und -politik. Von Women in Development zu Mainstreaming Gender. In: Reinhold E. Thiel (Hg.): Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie. Bonn 2000. S. 110-121.

Braunmühl, Claudia von 1998: Gender und Transformation. Nachdenkliches zu den Anstrengungen einer Beziehung. In: Eva Kreisky, Birgit Sauer (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Opl-

den/Wiesbaden. S. 475-449.

Brunkhorst, Hauke 2007: Macht und Verfassung im Werk Hannah Arendts.

Quelle: http://www.hannaharendt.de/download/3_brunkhorst.pdf (zugegriffen am 25.04.2012)

Butler, Judith 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.

Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.) 2008: Was kommt nach der Geschlechterforschung. Zur Zukunft feministischer Theoriebildung. Bielefeld.

Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin/Walgenbach, Katharina 2007: Einleitung. In: Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hills. S 7-22.

Dietze, Gabriele 2006: Schnittpunkte. Gender Studies und Hermaphroditismus. In: Gabriele Dietze, Sabine Hark (Hg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus. S. 46-68.

Dominijanni, Ida 2008: Matrix der Differenz. Zum Unterschied zwischen gender und sexueller Differenz. In: Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hg.): Was kommt nach der Geschlechterforschung. Zur Zukunft feministischer Theoriebildung. Bielefeld.. S. 139-168.

Drygala, Anke/Günter, Andrea (Hg.) 2010: Paradigma Geschlechterdifferenz. Ein philosophisches Lesebuch. Sulzbach/Taunus.

Esser, Josef 2002: Mehrwert/Mehrwerttheorie. In: Dieter Nohlen und Rainer Olaf Schulze (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaften. Theorien Methoden Begriffe. Band 1 A-M. München. S. 519.

Esser, Josef 2002: Historischer Materialismus. In: Dieter Nohlen und Rainer Olaf Schulze (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaften. Theorien Methoden Begriffe. Band 1 A-M. München. S. 324.

Fink-Eitel, Hinrich 1997: Michel Foucault zur Einführung. Dritte, durchgehene Auflage. Hamburg.

Fischer, Karin/Hödel, Gerald/Parnreiter, Christof 2002: 50 Jahre „Entwicklung“: Ein uneingelöstes Versprechen. In: Karin Fischer, Irmtraud Hanak, Christof Parnreiter (Hg.): Internationale Entwicklung. Eine Einführung in Probleme, Mechanismen und Theorien. Frankfurt am Main. S. 16-41.

- French, Marilyn 1985: Power. In: Marilyn French: Beyond Power. On Women, Men, and Morals. London. S. 504-512.
- French, Marilyn 1994: Power/Sex. In: Lorraine H. Radtke, Henderikus J. Stam (Hg.): Power/Gender. Social Relations in Theory and Practice. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 15-35.
- Frey, Regina 2003: Gender Mainstreaming. Geschlechtertheorie und –praxis im internationalen Diskurs. Königstein/Taunus.
- Foucault, Michel 1999: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Erster Band. Elfte Auflage. Frankfurt am Main.
- Gildemeister, Regine 2010: Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 137-145.
- Göhler, Gerhard 2009: „Power to“ and „Power over“. In: Stewart R. Clegg und Mark Haugaard (Hg.): The SAGE Handbook of Power. Los Angeles/London/New Delhi et al.. S. 27-39.
- Habermas, Jürgen 1981: Hannah Arendts Begriff der Macht (1976). In: Jürgen Habermas: Philosophisch-politische Profile. Dritte, erweiterte Auflage. Frankfurt am Main. S. 228-248.
- Hanak, Irmtraud 2002: Entwicklung – ein männlicher Mythos? In: Karin Fischer, Irmtraud Hanak, Christof Parnreiter (Hg.): Internationale Entwicklung. Eine Einführung in Probleme, Mechanismen und Theorien. Frankfurt am Main. S. 103-115.
- Haraway, Donna 2003: Geschlecht. In: Haug, Frigga (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus. Hamburg. S. 408-422.
- Harders, Cilja/Kahlert, Heike/Schindler, Delia 2005: Einleitung. Forschungsfeld Politik: Method(ologi)e – Geschlecht – Politik. In: Cilja Harders, Heike Kahlert, Delia Schindler (Hg.): Forschungsfeld Politik. Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften. Wiesbaden. S. 7-27.
- Hark, Sabine 2006: Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien. Politik der Erzählungen. In: Gabriele Dietze, Sabine Hark (Hg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus. S.19-45.
- Hark, Sabine 2007: Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Einleitung. In:

- Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden. S. 9-15.
- Hark, Sabine 2007a: Kritisches Bündnis: Feminismus und Wissenschaft. In: Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden. S. 239-246.
- Hartmann, Heidi 1997: The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism. In: Linda Nicholson (Hg.): The Second Wave. A Reader in Feminist Theory. New York/London. S. 97-122.
- Hausen, Karin [1976]: Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2007. S. 173-196.
- Haug, Frigga 2003: Geschlechterverhältnisse. In: Frigga Haug (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus. Hamburg. S. 442-497.
- Hennessy, Rosemarie 2003: Feminismus. In: Haug, Frigga (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus. Hamburg. S. 156-170.
- Hof, Renate 2005: Einleitung. In: Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.): Genus. Geschlechterforschung/*Gender Studies* in den Kultur- und Sozialwissenschaften. *Ein Handbuch*. Stuttgart. S. 2-41.
- Honegger, Claudia [1989]: „Weiblichkeit als Kulturform. Zur Codierung der Geschlechter in der Moderne.“ In: Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2007. S. 197-210.
- Ihne, Hartmut/Wilhelm, Jürgen 2006: Grundlagen der Entwicklungspolitik. In: Hartmut Ihne, Jürgen Wilhelm (Hg.): Einführung in die Entwicklungspolitik. Band 4: Einführungen – Politikwissenschaft. Zweite Auflage. Hamburg. S. 1-40.
- James, Susan 2003: Feminism. In: Terence Ball, Richard Bellamy (Hg.): The Cambridge History of Twentieth-Century Political Thought. Cambridge. S. 493-516.
- Jaquette, Jane S./Staudt, Kathleen 2006: Women, Gender and Development. In: Jane S. Jaquette, Gale Summerfield (Hg.): Women and Gender Equity in Development Theory and Practice. Institutions, Resources, and Mobilization. Wiesbaden. S. 1-20.

- on. Durham/London. S. 17-52.
- Kahlert, Heike 1996: Weibliche Subjektivität. Geschlechterdifferenz und Demokratie in der Diskussion. Frankfurt am Main/ New York.
- Kahlert, Heike 1999: Differenz als Positivität. Zum Bündnis von Feminismus und Postmoderne. In: Christine Bauhardt, Angelika von Braun (Hg.): Gender and Polities. „Gender“ in der Politikwissenschaft. Opladen. S. 83-102.
- Kahlert, Heike 2010: Differenz, Genealogie, Affidamento: Das italienische „pensiero della differenza sensuale“ in der internationalen Rezeption. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden.. S. 95-102.
- Kabeer, Naila 1994: Reversed Realities. Gender Hierarchies in Development Thought. London/New York: Verso
- Kerner, Ina 1999: Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development-Ansatzes. Hamburg.
- Kerner, Ina 2007: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus. In: gender ... politik ... online. Berlin.
- Quelle: http://web.fu-berlin.de/gpo/ina_kerner.htm (zugegriffen am 12.02.2010)
- Kerner, Ina 2010: Verhält sich intersektional zu lokal wie postkolonial zu global? Zur Relation von postkolonialen Studien und Intersektionalitätsforschung. In: Julia Reuter, Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen. Bielefeld. S. 237-258.
- Klinger, Cornelia 2005: Philosophie. Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons. In: Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.): Genus. Geschlechterforschung/*Gender Studies* in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch. Stuttgart. S. 328-365.
- Knapp, Gudrun-Axeli 2001: Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.): Verortung der Geschlechter: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster. S. 15-62.

- Knapp, Gudrun-Axeli 2008: Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik. In: Silvia Marlene Wilz (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden. S. 291-322.
- Knapp, Gudrun-Axeli 2011: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: Feministische Theorien zur Einführung. Fünfte, ergänzte Auflage. Hamburg. S. 65-104.
- Kneer, Georg 1998: Die Analytik der Macht bei Michel Foucault. In: Peter Imbusch (Hg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen. S. 239-254.
- Kreisky, Eva 2004: Geschlecht als politische und politikwissenschaftliche Kategorie. In: Sieglinde Rosenberger, Birgit Sauer (Hg.): Politikwissenschaft und Geschlecht. Wien. S. 23-43.
- Lang, Sabine 2004: Politik – Öffentlichkeit – Privatheit. In: Sieglinde Rosenberger, Birgit Sauer (Hg.): Politikwissenschaft und Geschlecht. Wien. S. 65-81.
- Lengermann, Patricia Madoo/Niebrugge-Brantley, Jill 2004: Modern Feminist Theory. In: Georg Ritzer, Douglas J. Goodman (Hg.): Modern Sociological Theory. Sechste Auflage. New York. S. 302-349.
- Lewis, Reina/Mills, Sara 2010: Feminist Postcolonial Theory. A Reader. Zweite Auflage. Edinburgh.
- Neuenhaus, Petra 1998: Max Weber: Amorphe Macht und Herrschaftsgehäuse. In: Peter Imbusch (Hg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen. S. 77-93.
- Nagl-Docekal, Herta 2000: Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main.
- Nohlen, Dieter 2002: Methodologischer Individualismus. In: Dieter Nohlen, Rainer Olaf Schulze (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaften. Theorien Methoden Begriffe. Band 1 A-M. München. S. 336.
- Nohlen, Dieter 2002: Methodologischer Kollektivismus. In: Dieter Nohlen, Rainer Olaf Schulze (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaften. Theorien Methoden Begriffe. Band 1 A-M. München. S. 336.

- MacKinnon, Catherine (1988): Desire and Power: A Feminist Perspective. In: Lawrence Grossberg, Cary Nelson (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Hounds Mills/Basingstoke/Hampshire/London. S.105-116.
- Maihofer, Andrea 2006: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen Herausforderungen an die Geschlechterforschung. In: Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Mordt, Reinhild Schäfer, Sylka Scholz (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster. S. 64-77.
- Maihofer, Andrea 1998: Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte. In: Eva Kreisky, Birgit Sauer (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Opladen/Wiesbaden. S. 155-176.
- Meyns Peter 2009: Entwicklungstheorien. In: Peter Meyns (Hg.): Handbuch Eine Welt. Entwicklung im globalen Wandel. Wuppertal. S. 43-50.
- Minsky, Ros 2003: Psychoanalysis and gender. In: Rachel Alsop, Annette Fitzsimons und Kathleen Lennon (Hg.): Theorizing gender. Cambridge/Oxford/Malden. S. 39-63.
- Mohanty, Chandra Talpate [1986]: Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Chandra Talpate Mohanty: Feminist without Borders. Decolonizing Theory, Practising Solidarity. Durham/London 2003. S. 17-42.
- Mohanty, Chandra Talpate [2002]: ,Under Western Eyes' revisited: Feminist Solidarity through anticapitalist struggle. In: Chandra Talpate Mohanty: Feminist without Borders. Decolonizing Theory, Practising Solidarity. Durham/London 2003. S. 221-251.
- Moser, Caroline O. N. 1993: Gender Planning and Development. Theory, practice and training. London/New York.
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander 2000: Poststrukturalismus. Stuttgart/Weimar.
- Pühl, Katharina/Paulitz, Tanja/Marx, Daniela/Helduser, Urte 2004: *Under construction?* Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Katharina Pühl, Tanja Paulitz, Daniela Marx, Urte Helduser: under construction? Konstruktivistische Per-

- spektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. S. 11-30.
- Razavi, Shahrashoub/Miller, Carol 1995: From WID to GAD: Conceptual Shifts in the Women and Development Discourse. Occasional Paper 1. United Nations Research Institute for Social Development. Genf.
- Schäfer, Rita 2009: *Gender* und Entwicklung. In: Peter Meyns (Hg.): Handbuch Eine Welt. Entwicklung im globalen Wandel. Wuppertal. S. 77-84.
- Singer, Mona 2010: Feministische Wissenschaft und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 292-301.
- Soiland, Tove 2010: Gender: Von der Passförmigkeit eines Konzept mit den Erfordernissen spätkapitalistischer Produktion. In: Ilse Nagelschmidt, Kristin Woyle, Britta Borrego (Hg.): Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung. Frankfurt am Main. S. 11-28
- Sturm, Gabriele 2003: Geschlecht als Kategorie. In: Karola Maltry, Gabriele Sturm (Red.): Vorlesungen zu Gender Studies und feministische Wissenschaft I. Perspektiven auf feministische Wissenschaft. Heft 1. Marburg.
- Quelle: <http://www.fempoltag.de/works/sturm.htm> (zugegriffen am 11.02.2012)
- Tinker, Irene [1990]: The Making of a Field: Advocates, Practitioners and Scholars. In: Nalini Visvanathan, Lynn Duggan, Laurie Nisinoff et al. (Hg.): The Women, Gender and Development Reader. London/New Jersey/Dhaka et al. 1997. S. 33-42.
- Thiessen, Barbara 2010: Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 37-44.
- Visvanathan, Nalini 1997: Introduction to Part 1. In: Nalini Visvanathan, Lynn Duggan, Laurie Nisinoff et al. (Hg.): The Women, Gender and Development Reader. London/New Jersey/Dhaka et al. S. 17-32.
- Voß, Eva 2007: Gender, Mainstreaming und Gender Mainstreaming. In: Eva Voß: Gender goes global. Der Entwicklungs fond der Vereinten Nationen für Frauen und Gender Mainstreaming. Königstein/Taunus. S. 1-52.

- Walgenbach, Katharina 2007: Gender als interdependente Kategorie. In: Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hills. S. 23-69.
- Walgenbach, Katharina 2012: Intersektionalität – eine Einführung.
- Quelle: <http://www.portal-intersektionalitaet.de> (zugegriffen am 14.05.2012)
- Warren, Hannah 2007: Using gender-analysis frameworks: theoretical and practical reflections. In: *Gender & Development* 15:2. S. 187-198.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Fünfte Auflage. Tübingen.
- Wedgwood, Nikki/Connell, Reawyn W. 2010: Männlichkeitsforschung: Männer und Männlichkeiten im internationalen Forschungskontext. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 116-125.
- Wetterer, Angelika 2010: Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 126-136.
- Wobbe, Theresa 2005: Stabilität und Dynamik des Geschlechts in der modernen Gesellschaft: Die soziologische Perspektive. In: Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.): Genus. Geschlechterforschung / *Gender Studies* in den Kultur- und Sozialwissenschaften. *Ein Handbuch*. Stuttgart. S. 444- 481.
- Wolff, Kristina 2007: Cultural Feminism. In: George Ritzer (Hg.): The Blackwell Encyclopaedia of Sociology. Volume II C. Malden/Oxford/Carlton. S. 902-906.
- Young, Iris Marion 1989: Humanismus, Gynozentrismus und feministische Politik. In: Elizabeth List und Herlinde Studer (Hg.): Denkverhältnisse – Feminismus und Kritik. Frankfurt am Main. S. 37-65.
- Young, Kate 2002: WID, GAD and WAD. In: Vandana Desai, Robert B. Potter (Hg.): The Companion to Development Studies. London. S. 321-325.
- Tong, Rosemarie 2009: Feminist Thought. A More Comprehensive Introduction. Dritte Auflage. Boulder.

Zamboni, Chiara 2007: Ein philosophischer und politischer Streit über das Verständnis von Praxis.

Quelle: <http://www.bzw-weiterdenken.de/2007/03/ein-philosophischer-und-politischer-streit-uber-das-verstandnis-von-praxis/> (zugegriffen am 26.01.2012)

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

DAWN	Development Alternatives with Women for a New Era
GAD	Gender and Development
IDS	Institute of Development Studies
SOW	Subordination of Women
SRF	Social Relations Framework
WAD	Women And Development
WID	Women in Development
UNO/UN	United Nations Organisation/Vereinten Nationen
USA	United States of America/Vereinten Staaten von Amerika

Eidesstattliche Versicherung

Ich versichere, dass ich meine Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt sowie Zitate kenntlich gemacht habe. Darüber hinaus versichere ich, dass ich die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Form noch in keinem anderen Prüfungsverfahren verwendet habe.